Im Krieg in Paris

Beobachtungen eines deutschen Journalisten in Paris 1915

Von

C. A. Bratter

Mit einem Vorwort von Fedor von Zobeltitz



Berlin SW 11
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
1915

Druck: Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Vorwort.

Ein Vorwort ist eine Befürwortung, und eine solche hat dies Büchelchen nicht nötig. Trotzdem möchte ich ein paar Worte der Einleitung schreiben, weil mir die hier zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Briefe aus dem feindlich gewordenen Paris schon bei ihrem ersten Abdruck in einem großen Berliner Blatt, der „Vossischen Zeitung", außerordentlich gut gefallen haben.

In friedlicheren Zeiten war eine Reise nach Paris ein Katzensprung. Den habe auch ich oft genug gemacht. So etwa alle zwei Jahre einmal, und es war mir immer eine prachtvolle Auffrischung. Denn wie ich mich nicht schäme einzugestehen, daß mir ein Glas Bordeaux oder Champagner stets ausgezeichnet geschmeckt hat, so leugne ich keinen Augenblick, daß mir Paris von jeher eine der angenehmsten, lustigsten, in ihrem Wirbel der Erscheinungen und ihren verblüffenden Paradoxen anregendsten Städte der Welt gewesen ist.

Die Paradoxe sind geblieben, aber sonst hat sich seit Kriegsbeginn mancherlei in Paris verändert. Das lasen wir nicht ohne Staunen im „Temps", „Journal" und „Matin" und anderen französischen Blättern, die zu uns herüberflatterten. Nicht ohne Staunen, weil wir doch nicht hatten ahnen können, daß der Nationalhaß gegen den Sieger von Siebzig plötzlich in tobende Verrücktheit umschlagen würde. Es ist oft genug gesagt und gedruckt worden, daß wir gegen die Franzosen eigentlich gar nichts haben. Gewiß nicht. Aber daß sie gegen uns verdammt viel haben, sollten wir auch nicht vergessen. Im Gegenteil: es ist ganz gut, wenn sich das sanfte deutsche Gemüt diese Tatsache klar macht. Wir

brauchen dabei ja kein Lied vom Haß zu singen; wir können sogar lächeln, verächtlich oder belustigt; aber ich halte es nicht für richtig, daß wir nach den Fußtritten, die man uns munter versetzt, auch noch die Wange wenden, um ein paar Backenstreiche in Empfang zu nehmen.

Das möchte mancher, der Haß mit Zorn und ein Erhabensein über angetanen Schimpf mit achselzuckender Gleichgültigkeit verwechselt. Man weist auf die Schützengräben. Wohnt da der Haß? Nein; da respektiert man den tapferen Feind. Auf beiden Seiten? Der Erlaß der französischen obersten Heeresleitung vom 8. März läßt das zum mindesten fraglich erscheinen. Man klärt uns auch auf, das französische Volk sei gar nicht so blindwütig verrannt. Die Regierung hetze, die Presse hetze; es hetzten die sogenannten Intellektuellen. Aber die Beschlüsse der französischen Arbeiterpartei triefen ebensowenig vom Öl des Friedens, und die deutschen Gefangenen und unsere heimgekehrten Invaliden wissen von der Stimmung des Volkes da drüben nicht sehr Erbauliches zu erzählen. Durchaus nicht.

Man soll uns nichts vormachen. Das sagt auch dieses ehrliche Buch. Ein deutscher Journalist hatte den Mut, unter geschickter Maskierung mitten im Dröhnen der Kanonen von Genf aus nach Paris zu reisen und sich dort anderthalb Wochen mit berufsmäßig geschultem Auge umzuschauen. Er hatte Glück; das gehört dazu. Er schlängelte sich aalglatt durch alle Zoll- und Paßrevisionen und entging auch den Späherblicken der Pariser Polizei.

Und nun berichtet er, was er gesehen und erlebt hat. Er spricht auch vom Haß, von dem heute so viel gesprochen wird. Den zielbewußten, sachlichen Haß, der den Verstand schärft und immer neue Mittel zur Vernichtung des Gegners ersinnt: den Haß Englands kennt man in Frankreich nicht. Aber wohl einen anderen Haß: den der Phrase und Lüge, einen in ohnmächtigen Kundgebungen sich verpuffenden

Haß ohne Stoßkraft und Ziel, zu dem eine wahnsinnige Tyrannei der Selbsttäuschung sich gesellt.

Wir bummeln mit dem Verfasser über die Boulevards. Das Leben ist dünn geworden. Keine Wagen und Autobusse. Der alte Rhythmus fehlt. Die Ville lumière versinkt in der Nacht in furchtsames Dunkel. Man hat Angst vor den deutschen Fliegern und noch größere Angst vor den deutschen Spionen. Die Spionitis führt zur Besessenheit, und wo einmal die Wahrheit einen Zipfel lüftet: flugs ist der Zensor da, und die „Schere der Anastasia" knipst das Zipfelchen ab. Aber noch immer amüsiert man sich nach Kräften. Die kleinen Theater sind voll, und in einer „Gaîté" singt man sogar die Kriegsberichte in lustigem Dudeldidei, verspottet die „Boches" und läßt selbst auf die „Angliches" ein Tröpfelchen Satire fließen. Daneben spielen die „matinées nationales" eine große Rolle und die patriotischen Radau- und Spektakelstücke, und im Hause Molières fügt man dem guten alten „Ami Fritz" noch ein szenisches Agitations-Nachspiel an: zu Ehren des Elsaß.

Natürlich: man vergißt auch die Wohltätigkeit nicht. In den „Gravilliers", dem berüchtigten Ballokal unweit des Museums Carnavalet, wo man bisher dem verwegensten Tango huldigte, werden die Arbeitslosen gespeist, und die Damen der Intelligenz servieren, indes die Männer am Schreibtische schwitzen, um dem deutschen Feinde die niederträchtigsten Bestialitäten anzudichten. Da gibt es keine Ausnahme. Von Anatole France und Rostand bis zu Ohnet: sie sind alle sich gleich. Oder doch: es mag Ausnahmen geben, aber sie verkriechen sich. Ein Pariser Übersetzer meiner Romane schrieb mir im Januar einen überaus verständigen Brief. Wenn er den gedanklichen Inhalt dieses Schreibens im „Matin" hätte veröffentlichen wollen — ich glaube, man würde ihn gesteinigt haben.

Denn das Frankreich von heute ist geistig krank. Und ich

wiederhole: man soll uns nicht vorreden, daß es anders sei. Man kann aber, wenn man will, mahnend den Finger erheben und sagen: Siehst du, wohin die Drehkrankheit des Hasses führt!

Dagegen wird niemand etwas haben. So könnte dies Büchelchen also auch eine Warnungstafel sein, die man natürlich lesen muß, sonst nützt sie nichts. Jedenfalls ist es ein höchst interessantes Dokument der Zeit und der Wahrheit — und wir können uns freuen, daß die „Schere der Anastasia“ es nicht zerschnipseln wird.

Berlin, März 1915.

Fedor von Zobeltitz.

Inhaltsverzeichnis.

Der Auftrag und sein Inhalt.

In seinem Buche „How I found Livingstone“ erzählt Henry Morton Stanley, wie er in weniger als zehn Minuten sich von einem Journalisten in einen Afrikareisenden verwandelte. Er wurde eines Tages zu seinem Chef, dem Herausgeber des „New York Herald“ gerufen. (Es war dies der Vater des berüchtigten James Gordon Bennett, der seit Jahrzehnten von Paris aus das Neuyorker Blatt „leitet“, d. h. zwischen zwei Einflaschen verrückte Instruktionen nach Neuyork kabelt.) Der alte Bennett fragte den jungen Journalisten:

„Haben Sie Lust, nach Afrika zu reisen?“

„Jawohl.“

„Then go and find Livingstone.“

Und Stanley ging nach Afrika und fand den verschollenen Livingstone, ganz wie sein Chef es gewünscht hatte.

In der ersten Woche des Januars 1915 betrat Herr Georg Bernhard in der kleidsamen Tracht des Verlagsdirektors eines Morgens mein Redaktionszimmer. Damals schwirrten wieder einmal allerlei unkontrollierbare Gerüchte in der Luft, die von einem angeblichen Versuche der deutschen Regierung, mit Frankreich zu einer Verständigung zu gelangen, zu erzählen wußten. Diese Gerüchte haben sich seither erfreulicherweise als unwahr herausgestellt; in den ersten Januartagen aber verursachten sie in weiten Kreisen Deutschlands eine gewisse Beunruhigung. Sie wurde dadurch erhöht, daß man bei uns über die Stimmung in Frankreich, im Volk und in den Regierungskreisen, wenig unterrichtet war. An Pariser Berichten und Stimmungsbildern in neutralen und anderen Blättern fehlte es zwar

nicht; im Gegenteil. Aber entweder sie widersprachen einander geradezu, oder sie gefielen sich in handgreiflichen Übertreibungen, oder sie blieben an der Oberfläche des Pariser Straßenlebens und boten nur genrehafte Kleinbilder. Herr Bernhard empfand es gleich mir als eine politische Notwendigkeit, die wahren Stimmungen, die wirklichen geistigen und seelischen Triebkräfte des heutigen Frankreichs kennen zu lernen: man gewänne dadurch eine feste Grundlage, auf der sich zuverlässige Urteile und Berechnungen aufbauen ließen. Da richtete ziemlich überraschend Herr Bernhard die Frage an mich:

„Haben Sie Lust, nach Paris zu reisen?"

„Jawohl."

„Dann gehen Sie . . . zunächst zu Herrn Peter, der Ihnen den nötigen Reisevorschuß einhändigen wird, und von unserer Hauptkasse direkt nach Paris, und finden Sie die Wahrheit."

Und ich ging auf dem kurzen Umweg über Herrn Peter nach Paris. Was ich dort gesehen, gehört und erfahren habe, wird ganz gewiß die Wahrheit gewesen sein. Denn ich bin ohne die Spur einer vorgefaßten Meinung nach Frankreich gereist, durchaus nicht in der Absicht, dort alles häßlich und hassenswert zu finden. Ja, ich rechnete sogar mit der Möglichkeit, dort Dinge zu sehen, die man in Deutschland nicht gern vernommen hätte und deren Veröffentlichung daher untunlich, weil dem Reichsinteresse widersprechend, gewesen wäre. Ich schaltete meinen ganzen Menschen auf die strikteste Neutralität ein, auf die völlige Voraussetzungslosigkeit, ohne die es ja kein exaktes Wissen gibt. Und es wird aus diesem Grunde für meine Leser von erhöhtem Interesse sein, zu erfahren, daß ich, der Unparteiische, ein innerlich morsches, haltloses, intellektuell tief gesunkenes Volk gefunden habe, ein Volk ohne Stütze, das — es ist dies meine feste Überzeugung — nach den

ersten entscheidenden Schlägen in sich selbst zusammenbrechen wird. Sein Haß ist in hellen Wahnwitz übergeschnappt, seine aus diesem Höllengrimm geborene Phantasie wälzt sich in Kot und Unflat, seine vorgebliche Siegeszuversicht ist in Wirklichkeit die fieberisch erregte Gewinnhoffnung des Roulettespielers in Monte Carlo.

„Le peuple femme“ hat der scharfäugige Proudhon seine Landsleute vor etwa siebzig Jahren gescholten. Und prophezeit, daß das Weibliche im Nationalcharakter Frankreichs dem Lande in absehbarer Zukunft zum Verderben gereichen werde.

Was ich in der zweiten Januarhälfte dieses Jahres in Paris gesehen, gehört, durch eigene Beobachtungen ermittelt, aus Mitteilungen kundiger Personen erfahren habe, fällt Zug um Zug mit der Entwicklungslinie zusammen, die dem Seherblick des großen Wirtschaftsphilosophen vorgeschwebt haben muß.

Das Männliche im Wesen des Franzosen — zumindest des Parisers — in seiner Art, zu denken, zu fühlen, in seiner Stellungnahme zu dem gewaltigsten Geschehnisse unserer Tage äußert sich lediglich in starken und stärksten Ausbrüchen eines unausgesetzt lodernden Affekts. Der Patriotismus, diese schönste männliche Regung, ist bei ihm eine fortgesetzte Reihe von Explosionen. Sie brechen nicht aus übervollem Herzen hervor, nicht aus der Begeisterung für die Waffentaten der „poilus“, der „pioupious“ im Felde, nicht aus der Sorge um die Erhaltung der schwer errungenen Freiheiten, der Demokratie — ach nein! — sondern sie entquellen einem grenzenlosen, alle Dämme der Vernunft niederreißenden H a s s e.

Der zielbewußte, sachliche Haß, der den Verstand schärft und immer neue taugliche Mittel zur Vernichtung des Gegners ersinnt, ist eine positive, männliche, schaffende Lebensäußerung. Der in ohnmächtigen Kundgebungen

täglich und stündlich verpuffende Haß jedoch, der nichts gebiert als unsachliches, kindisches Schimpfen, als unflätige Zerrbilder und phrasenhafte Leitartikel, als Flutwellen hohler, unwahrer Redensarten von der Tribüne herab: diesen Haß ohne Stoßkraft, ohne Ziel, ohne die Reserve des Könnens ist die denkbar unmännlichste Betätigung.

Und dieser Haß ist es, der mit überaus bezeichnender Gleichheit der Dynamik ganz Frankreich beherrscht, betäubt, eines jeden Sinnes für die furchtbaren Realitäten der Gegenwart beraubt.

Und zu diesem Haß gesellt sich der ebenso unmännliche, das Land ebenso tyrannisch beherrschende Hang zur Selbsttäuschung.

Frankreich sieht die Ereignisse durch einen Nebelschleier. Der Tatsache, daß die Deutschen in erobertem französischen Gebiete fest stehen, ist der Durchschnittsfranzose sich in ihrer vollen Tragweite kaum bewußt. Er weiß kein Mittel, sich der Deutschen zu erwehren, er denkt auch gar nicht darüber nach. Er schimpft unablässig auf die „souillure", auf die Beschmutzung, die dem Boden Frankreichs durch die Anwesenheit der Deutschen widerfährt. Und im übrigen ist er überzeugt, felsenfest überzeugt, daß eines Tages die große Offensive, der gewaltige Stoß geführt werden wird, der die Horden Attilas mit einem Ruck aus Frankreich und Belgien wegfegen wird. Wie dies Wunder sich vollziehen soll, ist ein Problem, dem der Franzose nicht weiter nachgeht. Es wird sich vollziehen. Joffre wird's schon machen...

So träumt der Verschuldete, der Bankrotteur von dem Großen Los, das ihm in den Schoß fallen wird. So hofft der Verurteilte in der Zelle auf den Gnadenakt, der ihm das Leben bewahren soll.

Proudhon, der die wachsende Effiminierung Frankreichs vorausgesagt hat, ist ein guter Prophet gewesen. Der Krieg hat die entmannenden Faktoren im Franzosentum nicht etwa

erst geschaffen. Ähnliches haben unsere Eltern schon 1870/71 beobachtet. Es hat in den vier Jahrzehnten fortgewuchert. Jetzt tritt es, durch den Krieg an die Oberfläche getrieben, in voller Blöße wieder zutage.

In Paris, dem Herzen und der Seele des Landes, ist diese Beobachtung auf Schritt und Tritt zu machen. Und man braucht nicht erst tief zu schürfen, um die Franzosenseele von 1915, frei von allen verhüllenden Krusten, vor sich sehen und sie von allen Seiten betrachten zu können.

Unterwegs.

Meine völlige Unvoreingenommenheit, meine innere Neutralität, die ich nicht ohne Grund so stark betone, hat vielleicht ihre Wurzel in dem Umstande, daß ich kein Reichsdeutscher, sondern Bürger eines Staates bin, der sich in diesem Kriege offiziell als neutral erklärt hat. Aus diesem Grunde waren Herr Bernhard und ich auch der Meinung, daß meine Reise nach Paris ein verhältnismäßig gefahrloses Unternehmen sein werde. Wir haben uns beide geirrt. Denn der Staat, dessen naturalisierter Bürger ich bin, ist eben nur — offiziell neutral. In Wirklichkeit ist die Bevölkerung jenes Staates voll zähnefletschender Gehässigkeit gegen Deutschland, und selbst seine Regierung und ihre Vertreter im Auslande geben ihren Sympathien für unsere Feinde mitunter deutlicheren Ausdruck, als sich mit den Pflichten einer ehrlichen Neutralität vereinbaren läßt. So hielt es die Gesandtschaft jenes Landes in Bern, die ich zweimal um einen Paß nach Paris ersuchte, für angemessen, mir den Paß unter Berufung auf eine Regierungsorder vom November 1914 zweimal glatt zu verweigern. Ich ließ mir diese Order zeigen und sogar in der Gesandtschaft selbst kopieren; von einer Verfügung, die die Paßverweigerung auch nur entfernt rechtfertigen würde, war nicht das ge-

ringste zu entdecken. Man hat eben der französischen Regierung einen neuen Beweis des Wohlwollens und der Freundschaft geben wollen, indem man den deutschen Journalisten von Paris fernhielt. Der Gesandte, der in Bern nur mit seinen Kollegen vom Dreiverband verkehrt und der im Privatleben aus seiner deutschfeindlichen Gesinnung gar kein Hehl macht, hat freilich von etwaigen Beschwerden, die man in der Hauptstadt seines Landes gegen ihn erheben würde, nichts zu befürchten. Denn sein Vorgesetzter, der Minister des Auswärtigen, ist ein Geist von demselben Geiste. Ein in Bern ansässiger, sehr angesehener Amerikaner, der diesen Minister zufällig kennt, nannte ihn treffend einen „two by four politician“, das heißt, einen Politiker von dem sehr kleinen Ausmaße 2 × 4.

So war ich denn gezwungen, auf ... andere Weise, als mit einem richtig gehenden Paß versehen, nach Paris zu reisen. War dies an sich schon eine ziemlich bedenkliche Sache, so wurden die Gefahren meiner Lage noch dadurch bedeutend erhöht, daß ich meinen Einzug in Paris in den Tagen hielt, in denen Frankreich die Niederlage bei Soissons erfuhr und fast gleichzeitig durch den Regierungsbericht über die erfundenen deutschen „atrocités“ in eine kaum zu beschreibende Raserei der Wut und des Hasses gegen alles Deutsche versetzt wurde. Man hatte mir in Genf daher dringend von der Weiterreise nach Frankreich abgeraten; und wenn auch mein Berufsehrgeiz es nicht zuließ, diese Abmahnung zu befolgen, so haben die angedeuteten Gefahren mich doch gezwungen, meinen Aufenthalt in Paris erheblich kürzer zu bemessen, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. —

Vierzehn lange, ermüdende Stunden hatte die nächtliche Fahrt von Genf nach Paris gedauert. An der Grenze, in Pontarlier, waren die beiden Pariser Waggons von dem Schweizer Zuge abgekoppelt und dem Schnellzuge der P. L. M., der französischen Südbahn, angehängt worden.

Schlafwagen gab es nicht. Aber sonst waren so ziemlich alle bestehenden Waggontypen in diesem „Expreß“ vertreten: hohe und niedrige, langgestreckte und kurzgedrungene, alte und ganz alte. Eine halbe Stunde hinter Dijon gab es einen Kuppelachsenbruch mit vierzig Minuten Aufenthalt. Auch sonst unfahrplanmäßige Aufenthalte in nervenaufreizender Menge. Überhaupt die Nerven! Dieses Rütteln und Rucken des anscheinend ungefederten Wagens; diese umständliche, inquisitorische, kreuzverhörartige Ausfragerei bei der Paß- und Gepäckrevision; diese kaum verhüllte Neigung, in jedem Reisenden bis zum bündigen Beweise des Gegenteils einen Verdächtigen zu erblicken! Herrgott, wir in Deutschland passen ja auch scharf auf, aber die Zoll- und Paßwächter gehaben sich doch nicht wie Kriminalbeamte auf der Verbrechersuche!

Und dann . . . gerade mein Fall beweist, daß dieses überlästige Verfahren letzten Endes doch nicht die beabsichtigte Wirkung hat, unerwünschten Zuzug von Frankreich fernzuhalten. Es war nicht ganz leicht, nach Paris zu kommen, und gewiß nicht ganz ungefährlich, neun Tage dort zu verbringen; aber schließlich ist es doch geglückt, und die schneidigen inspecteurs und douaniers in Vallorbe und Pontarlier haben ihren Atem ebenso an mir verschwendet, wie später die mürrischen Beamten an der gare de Lyon.

Mein Reisebegleiter von Genf aus war ein Amerikaner, der fast alljährlich nach Paris reist. Ich drückte ihm während der Fahrt wiederholt mein Erstaunen über diesen merkwürdigen „Schnellzug“ und den ganzen, nach amerikanischen — und erst recht deutschen — Begriffen recht unzulänglichen Betrieb aus.

Er lachte. „Ich bin schon im Oktober einmal von der Schweiz nach Paris gefahren,“ sagte er. „Das hätten Sie mitmachen müssen! Da hatte der Schnellzugsverkehr überhaupt aufgehört. In langsamen Personenzügen ging es stück- und abschnittweise nach Paris. Von Bern aus habe

ich sechsundzwanzig anstatt zehn Stunden gebraucht. Allerdings hatten wir viermal je anderthalb Stunden Aufenthalt an verschiedenen Stationen, da eben Verwundetentransporte abgefertigt wurden."

Wenn ich daran denke, wie bei uns schon im September alles glatt und tadellos funktionierte ... Und daran, daß von Paris aus nur Nachtzüge ins Ausland abgelassen werden und nur Nachtzüge nach Paris gelangen ...

Ich war, als ich in der gare de Lyon eintraf, also schon auf einiges von dem, was ich in den nachfolgenden Tagen sehen und erfahren sollte, sozusagen prinzipiell vorbereitet.

Paris quand même —!

In der Nähe mehrerer großer Bahnhöfe von Paris befindet sich ein Hotel, das den Namen „Terminus" führt. Im Lyon-Terminus geleitet mich ein ältlicher „Ober" in mein Zimmer; auch der „valet", der sich gleich darauf einstellt, ist gegen alle Sitte und Herkommen ein stark angejahrter Herr; und der „chasseur", der Laufjunge, der mir später einige Zeitungen besorgt, steht anscheinend noch nicht im militärpflichtigen Alter. Im Hotelbureau, auf den Korridoren, im Schreib- und Lesezimmer habe ich nur weibliches Personal gesehen. Die Zubereitung des Bades, das ich verlange, dauerte eine Stunde zwanzig Minuten. Auf dieses Tempo scheint der ganze Betrieb eingestellt zu sein; was mich um so mehr wundert, als das Hotel zum stark überwiegenden Teil von Geschäftsreisenden bevölkert zu sein scheint. „Bevölkert" ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn es ruft die unzutreffende Vorstellung einer großen Menschenmenge hervor; ich will lieber sagen: dünn bevölkert. Ich erfahre, daß dieses „Terminus", wie die Mehrzahl der Pariser Hotels, jetzt kaum die Hälfte, zuweilen kaum ein Drittel des normalen Verkehrs aufzuweisen hat.

Der kurze Weg von dem Lyoner Bahnhof zum Hotel hat keine bemerkenswerten Impressionen hinterlassen. Jetzt kreuze ich den Boulevard Diderot, komme in einigen Minuten zum Bastille-Platz und sehe mich nach einem Autobus um, der mich zum Boul' Mich', dem Boulevard von St. Michael, bringen soll, wo mich mein amerikanischer Freund erwartet. Ein „Agent“ belehrt mich, daß der Autobusverkehr seit Monaten eingestellt ist. „Par ordre du commandant de Paris.“

Ich bin zu Fuß gegangen. Zum Boul' Mich' und darüber hinaus. Jenseits der Seine, quer durch die Cité, immer südlich bis zum Observatoire. Und am Nachmittag und Abend in entgegengesetzter Richtung, rechts und links von der Oper. Und schon dieser erste Tag hat den Grund zu ganz bestimmten, fest umrissenen Eindrücken gelegt, die in den späteren Tagen nur vertieft wurden. —

In den Zeitungen, auf den Affichen lockt das eben erst nach fünfmonatiger Pause wiedereröffnete beliebteste Vergnügungslokal der Pariser, die Folies-Bergère, das Publikum in die Rue Richer. Man spielt dort die Revue: „Paris quand même!“ Etwa: „Krieg oder kein Krieg — Paris bleibt Paris!“

Es ist unter den Parisern rasch sprichwörtlich geworden, dieses „Paris quand même“. Das Publikum, die Blätter ergehen sich in selbstgefälliger Ausspinnung und Verbrämung des geflügelten Wortes. Was, Paris soll den Krieg auch nur im geringsten fühlen? Soll etwa Angst vor den sales boches haben? Vor ihren „toobs“ (so nennt man auf den Boulevards die deutsche „Taube“) oder Seppeläns? Das mag der deutsche Generalstab den Deutschen erzählen! Hier, seht euch um — wer merkt etwas von dem Kriege?

So gaukeln sie sich wachen Sinnes selbst ein Trugbild vor, so treiben sie die Selbsttäuschung bis zur Psychose.

Sehen, wie der König im „Talisman“, Dinge, die nicht existieren, und verweisen unbequeme Wirklichkeiten in den schattenhaften Bereich des belanglos Nebensächlichen. Denn das Paris von heute sieht wesentlich anders aus, als es vor einem Jahre ausgesehen hat. Ich spreche hier zunächst nicht von den Veränderungen, die der Krieg in den Haushalt, in die Lebensführung der Stadt wie des einzelnen getragen hat. Sondern vorerst nur von dem Bilde, das der französischen Kapitale ihr ureigenstes Gepräge gibt, von den bunten, eigenartigen Vielheiten, aus denen sich das Pariser Antlitz zusammensetzt.

Wie Paris das Nervenzentrum, das Gehirn, die Seele Frankreichs, so ist der Große Boulevard das Lebenszentrum von Paris. Die Stadt hat unzählige Straßen, die „Boulevards“ heißen; „der“ Boulevard ist die Strecke von der Madeleine bis zum Boulevard St. Dénis, und von da südöstlich durch den Boulevard Sébastobol bis zu der von der Seine umspülten Cité-Insel. Und von dieser Strecke ist wieder das Stück, das an der Rue Royale anfängt und, am Opernplatz vorbei, am Boulevard Bonne Nouvelle endet, das innerste Mark von Paris. Ganz genaue Kenner der Stadt kürzen sogar dieses Stück noch ab und wollen nur der kurzen Straßenflucht von der Madeleine bis zur Rue Richelieu den historischen Ehrennamen „des“ Boulevard zuerkennen. Tatsache ist, daß dort in Friedenszeiten nicht nur ganz Paris in allen seinen Berufsschichten, sondern ganz Frankreich und das Ausland sich in Tausenden und aber Tausenden seiner Vertreter ein ewig dauerndes Stelldichein gibt. Das flutet in endlosen, stets abwechslungsreichen Reihen die Bürgersteige auf und ab, das füllt die Terrassen und die inneren Räume der Cafés und Brasserien bis auf den letzten Platz, das fährt in allen Arten von Gefährten, im Taxi-Auto, in der Equipage, in der voiture de place, im Autobus vorbei. Typen von verwirrender Buntheit

bewegen sich, die einen lässig, die andern lebhaft, die Promenaden auf und nieder und erfüllen die Luft mit einem unbeschreiblichen, angenehm fesselnden Wirrwarr von Stimmen. Und über allem liegt eine Atmosphäre von Liebenswürdigkeit, von Geschmeidigkeit, von weltmännischer Sicherheit, liegt der spezifische Pariser Duft, das Pariser Boulevard-Parfüm, an das man sich so schnell gewöhnt wie an den brausenden Rhythmus des vollblütigen Lebens, dessen Puls auf den Boulevards nie zu schlagen aufhört.

Das war Paris vor dem ersten August 1914. Das Paris von 1915 hat ein ganz anderes Gesicht.

Es ist nicht ganz leicht, den Unterschied sinnfällig zu erklären. Das ist es nicht allein, daß die Menschenströme sich stark verdünnt haben, daß der Wagenverkehr weit hinter dem früheren zurückbleibt, daß man weniger Ausländer und mehr Militär auf den Straßen sieht — viele englische Soldaten und Offiziere und verhältnismäßig zahlreiche indische Offiziere. Auch das neue Feldgrau, das eigentlich beinahe ein ausgesprochenes Blau ist, tritt noch nicht in solchen Mengen auf, daß es in die Physiognomie der Straßen einen ganz neuen Zug brächte. Freilich, in ihrer Gesamtwirkung tragen auch diese Details zu der Veränderung bei, die dem Besucher von Paris jetzt sofort in die Augen springt. Er merkt, daß die Zeitungskioske gegen früher beinahe öde aussehen, daß ihnen die bunte Bilderpracht der vielen illustrierten Zeitschriften, Broschüren, Flugblätter und Reklamen abgeht, mit denen früher die Wände dieser Zeitungshütten und ihre Außengestelle bedeckt waren. Daß die Ausrufe der „marchands des quatre saisons“, der Zeitungsverkäufer, der Obsthändlerinnen, diese „cris de Paris“ nicht entfernt so laut an ihr Ohr schlagen. Daß die Autobusse aus dem Verkehr geschwunden sind; daß der „Métro“, die Pariser Untergrundbahn, seinen Betrieb nicht un-

erheblich eingeschränkt hat, sowohl was die Zeit des Betriebes (erst Mitte Januar wurde er bis 11 Uhr abends verlängert), wie die Zahl der Linien betrifft, die in den ersten fünf Kriegsmonaten auf ein Drittel der früheren verkürzt war und auch jetzt erst etwa die Hälfte des regelmäßigen Dienstes ausmacht. Daß verwundete Soldaten auf den Straßen flanieren, wenngleich in geringerer Zahl als in Berlin, da man größere Verwundetentransporte systematisch von Paris fernhält, um den stets drohenden Ausbruch einer Panik zu verhindern. Daß eine Menge Zeitungen und Zeitschriften, die früher ein großes Lesepublikum hatten, sang- und klanglos ihr Erscheinen eingestellt haben, und daß viele von denen, die am Leben geblieben sind, heute als zweiseitige Blätter von dürftigstem Inhalt herauskommen. Daß kaum der fünfte Teil der Theater abends die Pforten öffnet. Daß eine überraschend große Anzahl von Cafés, Hotels und besseren Magazinen geschlossen ist. Daß viele der elegantesten Hotels in Lazarette oder Ambulanzen verwandelt sind. Aber eigentümlich: alle diese Änderungen, die man greifen, die man aufzählen kann, bringen dem Besucher die große Änderung nicht so klar, so eindringlich zum Bewußtsein, wie das starke, undefinierbare Gefühl, daß die Boulevards, namentlich „der“ Boulevard, ganz anders auf unsere Sinne einwirken, wie zuvor. Jetzt sieht man erst, daß die Häuser altersgrau, die Platanen und Akazien verkümmert, die Frauen, auch die eleganten, doch allzu stark geschminkt sind, daß zu viel Bettler und Höker sich da herumtreiben ... Das Parfüm, der Rhythmus des Boulevards ist beim Teufel ... Auf den Trottoirs der Capucins, der Italiens scheint es auf einmal nur noch Zweckmenschen zu geben, wenig gutgelaunte, wenig gesprächige Leute, wie sie in den Faubourgs auch nicht nüchterner sein könnten ... Und alle zwanzig Schritte liest man einen Aufruf zur Bekämpfung der täglich über-

handnehmenden Arbeitslosigkeit, des chômage,[1] oder zugunsten dieses oder jenes Oeuvre, dieser oder jener Crêche für die Verwundeten und Flüchtlinge, während in einer wachsenden Zahl von Cafés die behördliche Schreckenskunde zu lesen ist: „On ne sert plus d'absinthe." ...

Wie! Paris quand même —?

Keineswegs!

Bei Nacht.

Mit jedem Tage, mit jedem Spaziergang in den Straßen des Luxus wie der Armut vertiefte sich der Eindruck dieses durchgreifenden Wandels, dieses gänzlich veränderten Stadtbildes. Von dem Balkon des „Elysée-Palace", dieses Prachthotels, blicken verwundete Soldaten auf die dünne Menge unter ihnen. Auch das Grand-Hotel ist in ein Lazarett umgewandelt worden; andere Luxushotels und viele große Geschäfte haben einen Teil ihrer Räume in Hospitäler und Ambulanzen umbauen lassen; auch mehrere fashionable Klubs, das Finanzministerium am Square du Carrousel, das große Direktionsgebäude der Orléans-Bahn auf der Place Valhubert und die Ecole normale beherbergen zahlreiche verwundete Soldaten. Auch ein eigenes russisches Spital gibt es in den Champs Elysées. Einen ganz neuen Farbenton bringen die marineblauen Capes der vielen „dames de France", wie die Rote-Kreuz-Damen sich nennen lassen, in das Straßenbild. Erstaunt bleibt das Auge häufig auf Firmenschildern oder gedruckten Aufschriften an Geschäftsladen haften, die in den Farben der Trikolore weithin sichtbar ankündigen: „Maison française" oder gar

---

[1]) Nach den Angaben des Deputierten Honorat sind gegenwärtig in Paris 243,000 Personen arbeitslos; in normalen Zeitläuften beträgt ihre Zahl durchschnittlich 36,000.

„Maison archi-française". Das sind Firmen, deren Eigentümer deutschklingende Namen haben; durch solche Ankündigungen wollen sie sich vor der Wut des Pöbels schützen. Von den sehr zahlreichen Geschäften, die wegen der schweren Kriegszeiten schließen mußten, tragen viele die Aufschrift: „Fermé, le chef au x[ième] regiment à la frontière", einige auch „Maison française fermée jusqu'à la victoire." In einem Boulevardrestaurant, das ich zufällig betrete, sind alle Tische von englischen Krankenwärterinnen besetzt, die Tee trinken und Biskuits essen. Jede trägt auf dem glattgescheitelten Haar eine Toque aus schwarzem Samt und einen langen Schleier, der über ihre Schultern hinabfällt. An der Porte Maillot, die von der Place de l'Etoile ausgeht und zum Bois de Boulogne führt, beginnen die zum Schutze der Hauptstadt errichteten Wehren: tiefe Laufgräben, gefällte Baumstämme, die des Barrikadenbaues harren; und auf den weiten Rasenflächen vor den Pavillons Bagatelle und Polo, auf dem riesigen Turf von Longchamps grasen tausende von Rindern, die Schutzwehr gegen den Hungertod im Falle einer abermaligen Belagerung von Paris. Die langgestreckte Avenue du Bois de Boulogne ist ebenfalls von Laufgräben durchzogen und mit Baumstämmen bedeckt. Auch sie ist nicht wiederzuerkennen. Sie ist selbst an Sonntagen fast menschenleer. Die „Kavaliersallee" ist verödet. Auf der Chaussee rollen hie und da altmodische Fiaker und noch seltener Automobile dahin. An den Kreuzungen der großen Boulevards hebt der „gardien de la paix", ganz wie früher in den Tagen des rastlos flutenden Wagenverkehrs, von Zeit zu Zeit die Hand, und die wenigen Automobile und Wagen gehorchen diesem Zeichen und halten still; aber sie tun es aus reiner Gewohnheit, denn eine Verkehrsstauung ist jetzt wahrlich nicht zu befürchten ...

Aber alle diese Änderungen gegen früher sind beinahe

unerheblich zu nennen im Vergleich zu der großen Umwälzung, die sich im nächtlichen Paris vollzogen hat.

Am Abend des 17. Januar — es war ein Sonntag — ging ich mit einem Hotelgenossen in die Wohnung eines seiner Pariser Freunde. Wir waren nicht wenig überrascht, auf Flur und Treppen die Gasflammen auf kaum die Hälfte ihrer normalen Leuchtkraft herabgeschraubt zu sehen, so daß in dem umfänglichen Gebäude eine äußerst unbehagliche und für die Gliedmaßen nicht ganz ungefährliche Halbfinsternis herrschte. Noch größer war unsere Überraschung, als wir sahen, daß auch die Wohnung, die wir betraten, schwach erleuchtet, und daß die auf die Straße führenden Fenster völlig gegen das Durchlassen der Lichtstrahlen abgedichtet waren. Auf mich, der ich aus dem lichtverschwenderischen Berlin kam, machte diese graue, gespenstige Halbhelle einen schwer zu beschreibenden, jedenfalls stark deprimierenden Eindruck. Ich frug nach dem Grunde dieses eigentümlichen Zustandes.

„Haben Sie die Affiche unten im Hausflur nicht gelesen?" fragte der Herr.

„Nein, es war zu dunkel. Wir konnten kaum den Eintritt ins Treppenhaus finden."

„So ging es auch mir, als ich nach Hause kam. Ich habe sofort beim concierge Krach geschlagen, und der verwies mich mit boshaftem Lächeln auf jene unsichtbare Affiche, einen behördlichen Befehl „sur l'éclairage privé." Beim Schein seiner Laterne habe ich diesen arrêté (behördlichen Befehl) dann gelesen. Du lieber Gott, das kann ja schön werden! Hat man denn in Paris vollständig den Kopf verloren?"

„Wieso — den Kopf verloren?" war meine Gegenfrage.

„Der Befehl ist doch ganz unzweifelhaft nur ergangen, weil gestern zehn hysterische Menschen einen Zeppelin über dem Champ de Mars gesehen haben wollen."

„Dann wird man also den Befehl vermutlich wieder zurücknehmen, sowie man die Grundlosigkeit solcher Gerüchte erkannt hat.“

„Hoffen wir . . . ich glaube es aber nicht ganz.“

Sein Skeptizismus hat recht behalten. Nicht nur auf den Straßen und vor den Verkaufsläden, auch in den Privatwohnungen ist alles Licht gedämpft, wie verschleiert. „Vom Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgen“, wie der Polizeipräfekt gebietet, müssen in erleuchteten Zimmern doppelte Vorhänge herabgelassen oder die Läden geschlossen werden. sowohl „sur la façade“ wie „sur la cour“. Gibt es weder Vorhänge noch Läden, so muß die Zimmerbeleuchtung nach außen „durch jedes zweckentsprechende Mittel verschleiert werden“. Geschäfte, Fabriken, ja sogar Hüttenwerke müssen ihre Beleuchtung „au stricte nécessaire“ beschränken. Die Auslagen und Kaffeehausterrassen dürfen überhaupt nicht beleuchtet sein.

Diese drakonischen Verfügungen werden vom Seinepräfekten ausdrücklich als „mesures de précaution“ bezeichnet.

Sie verändern das Pariser Straßenbild so radikal, daß man nach Sonnenuntergang die „ville lumière“ einfach nicht wiedererkennt. Sie verdünnen den Verkehr zu Fuß und zu Wagen bis zur Wesenlosigkeit. Sie schicken den Pariser früh in sein Haus oder in seinen Klub. Sie fegen die Boulevards leer und entvölkern die großen Cafés und die teuren Restaurants ebenso gründlich wie die bescheidenen „bouillons“ und die noch bescheideneren Lokale des „Bistro“, des Weinkneipenbesitzers.

Die Zeitungen brachten diese einschneidende, nein, revolutionierende Order des Polizeipräfekten durchgängig an versteckter Stelle und in kleinem Druck. Einige hatten sogar den Mut, ihren Lesern am nächsten Tage zu erzählen, das Aussehen von Paris habe sich durch diese Verfügungen

„généralement“ nicht geändert. Dergleichen kann man eben nur den Parisern von 1915 erzählen. Allerdings hatte der Militärgouverneur von Paris, General Gallieni, den Zeitungen ausdrücklich verboten, an die Order über die Verdunkelung der Stadt irgendwelche beunruhigende Kommentare zu knüpfen. Dieses Verbot kam indessen zu spät. Die Order des Seinepräfekten hatte zur Wirkung, daß sich der Pariser wieder einmal eine Panik bemächtigte. Alles glaubte, eine ganze Zeppelinflotte sei über Paris erschienen. Die Angst nahm schnell solchen Umfang an, daß die Regierung sich noch zu vorgerückter Nachtstunde veranlaßt sah, eine beschwichtigende Mitteilung zu erlassen. „Havas“ wurde um 1 Uhr morgens in Bewegung gesetzt: es sei kein einziger Zeppelin über Paris erschienen, die Behörden hätten nur einen „Versuch“ mit denjenigen Maßregeln gemacht, die im Notfalle zu ergreifen wären. Diese amtliche Mitteilung war vorsätzlich irreführend. Sie sollte die Pariser glauben machen, daß es sich am Abend des 17. Januar um eine vorläufig einmalige Verdunkelung der Stadt gehandelt habe. An den folgenden Abenden wußten die Pariser es freilich besser.

Die mangelhafte Fähigkeit zur Organisation, die in diesem Kriege so viele wichtige und wichtigste Anordnungen der französischen Behörden kennzeichnet, kam auch bei den Verfügungen über die Beleuchtung von Paris zum Vorschein. Das Lichtverbot, das die Pariser gänzlich unvorbereitet traf, wurde in vielen Straßenzügen ungleichmäßig durchgeführt. Es wurden keine Vorkehrungen zur Sicherung des Straßenverkehrs getroffen. Die Automobile, wenngleich in sehr verringerter Zahl, rasten mit derselben Schnelligkeit wie früher durch die dunklen Straßen. Die Radfahrer eilten ohne Vorderlicht übers Pflaster. Man erzählte sich in Paris, daß an diesem Abend und in dieser Nacht mindestens fünfzig Personen ums Leben gekommen seien, und daß sich unter

denen, die infolge von Zusammenstößen schwere Verletzungen erlitten, auch ein Brigadegeneral und ein Ministerialdirektor befunden hätten.

Ich fuhr die Anhöhe des Montmartre hinan und blickte auf die Riesenstadt zu meinen Füßen hinab. Nein, ich wollte blicken. Es war nichts zu sehen. Nicht einmal schattenhafte Umrisse. Nichts. Nur auf der butte, dem Hügel selbst, waren viele Fenster erleuchtet; offenbar wußten die Bewohner noch nichts von dem Lichtverbot. Eine Anzahl weit voneinander entfernter „réverbères" zeigte die Straßenkreuzungen an. Sie hatten von meinem Beobachtungsposten aus nur die Wirkung, den grandiosen Ozean der Dunkelheit noch schwärzer erscheinen zu lassen ...

Nur wer das nächliche Paris der früheren Tage gekannt, wer den berückenden Boulevardtrubel der späten Abendstunden erlebt hat, vermag zu ermessen, was die „ordre préfétoral" vom 17. Januar 1915 für Paris bedeutet.

Die lateinischen Städte sind Nachtstädte. Je weiter nach Süden, desto länger dehnt sich der Tag in die Nacht hinein. In Madrid rufen die Zeitungsjungen noch um 1 Uhr ihre Blätter aus. In Paris sind sonst die Stunden zwischen elf und halb zwei die „beste Tageszeit". Das Publikum strömt in hellen Scharen aus den Theatern in die Cafés und Restaurants. Mächtige blendende Lichtmassen fallen auf den Boulevardstaub, der wie leichter Höhenrauch aufsteigt, und vereinigen sich mit den bald anschwellenden, bald sinkenden Straßengeräuschen und dem Gewirr plaudernder und lachender Stimmen zu berauschender Wirkung. Die ganze Montmartrehöhe hinauf pflanzen sich diese elektrischen Wellen von Licht und Bewegung fort. Bis in den Morgen hinein sind die zahllosen, mitunter recht eigenartigen Vergnügungsstätten der butte von lebendigstem Leben erfüllt: die „tote Ratte", der „Rote Esel", das „Café du Néant", das „Café der unterirdischen Regionen" und wie alle diese merk-

würdigen Abarten des Kneipenbetriebes sonst heißen mögen. Das alles sind jetzt Dinge, die der Vergangenheit angehören. Wenn die wenigen Theater und Varietés, die überhaupt spielen, ihre Lichter ausgelöscht haben, kehrt das Publikum größtenteils zum heimischen Herd zurück. Das Treiben auf dem Montmartre ist Sage geworden. Nirgends spürt man die Lücken, die die Einberufung in die Reihen der Café- und Theaterhabitués gerissen hat, so deutlich, wie auf „dem Hügel". Und was die Einberufung übrigließ, hat das Lichtverbot verscheucht.

Die Geschmeidigkeit, mit der die Pariser sich (unter Umständen) neuen Situationen anzupassen wissen — eine Eigenschaft, die vielleicht sogar den häufigen Wechsel der Staatsform in Frankreich erklärt — hat bewirkt, daß sie sich bald auch an das dunkle Paris gewöhnt haben. Ja, es gibt sogar viele Pariser, Politiker, Zeitungen und Publikum, die die Verdunkelung von Paris als eine eminent kluge und notwendige Maßregel preisen. Und zwar weniger wegen der Zeppelingefahr, als hauptsächlich, weil die Dunkelheit im nächtlichen Paris die — deutschen Spione in ihrem verruchten Treiben störe! Mit solcher Stärke hat die hysterische Spionenfurcht Besitz von der Pariser Seele ergriffen, daß man auf alteingewurzelte Gewohnheiten, auf die Sicherheit der Straße, auf ungehemmten Verkehr, auf die selbstverständliche Wohltat des Lichts, auf die unentbehrlichsten Vergnügungen verzichtet mit dem tröstenden Gedanken, daß diese schweren Opfer den Deutschen Schaden und Ärger bereiten müßten. Diese Spionenmonomanie ist zu einer schweren psychischen Krankheit der Massen ausgeartet, die alle Hemmungen der Kultur und Selbstzucht ausgeschaltet und das Geistesniveau der Nation auf einen bedauerlich tiefen Grad herabgedrückt hat. Diese besondere Abart des gallischen Wahnsinns, die man in Deutschland ihrem vollen Umfange nach keineswegs kennt, bildet einen

der hervorstechendsten und bezeichnendsten Züge in dem Bilde des Paris von 1915. Ich habe diesen Zug zur Dekadenz oft genug zu schauen bekommen.

Theater=Elsaß.

Von den fünfzig Pariser Theatern sind, wie ich schon bemerkte, seit dem Kriegsausbruch weitaus die meisten geschlossen. Die vornehmste Opernbühne feiert, die älteste und angesehenste dramatische Bühne, die Comédie française, hat nach fünfmonatiger Pause im Januar zwar wieder ihre Pforten geöffnet, spielt aber (von den zahlreichen patriotischen Matineen abgesehen) nicht häufig, nicht regelmäßig und meist nur an Nachmittagen. Als ich in Paris war, spielte man in der Comédie française, in der Opéra comique, im Théâtre lyrique de la Gaîté, im Théâtre Antoine, im Théâtre du Châtelet, in der Comédie Royale, im Trianon Lyrique und in zwei oder drei kleineren Theatern. Vier von den hier aufgezählten Bühnen spielten abends, die übrigen nachmittags. Die Schließung der meisten Bühnen war anfänglich durch die starke Verminderung der Verkehrsmittel hervorgerufen: die Autobusse sind kurz nach dem Kriegsausbruch verschwunden, der „Métro", die Untergrundbahn, verkehrte bis Mitte Januar nach 9 Uhr abends nicht mehr, die privaten Automobile (autos de luxe) waren von den Militärbehörden requiriert, die Zahl der öffentlichen Kraftwagen war bedeutend eingeschränkt worden und die Trams hatten, wie der Métro, ihren Betrieb erheblich verringert und verkürzt. Im Januar hatte sich der Tram= und der Métro=Verkehr ein wenig gehoben und wurde bis 11 Uhr ausgedehnt; einige Theater setzten daraufhin Abendvorstellungen an; sie fanden, als ich Paris in der vierten Januarwoche verließ, noch immer statt, trotz der Dunkelheit im nächtlichen Paris. Der Besuch dieser Abend=

vorstellungen ließ freilich viel zu wünschen übrig; dagegen konnten sich die Varietés, wie Folies-bergère, Ba-ta-clan, Gaumont, Eldorado usw. eines lebhaften Zuspruchs rühmen. Was den Theatern an Publikum mangelte, wiesen die zahlreichen „matinées nationales“, patriotische Aufführungen zu Wohltätigkeitszwecken, im Überflusse auf. Die ersten Bühnengrößen wetteiferten in ihren Anerbietungen, an diesen Matineen mitzuwirken; in der Opéra comique kam es sogar bei der Besetzung der Rolle des Fahnenträgers im „Chant du départ“ zu solch unangenehmen Auseinandersetzungen unter den Bewerbern, daß der Direktor Kapitän Gheusi die dankbare Rolle — verlosen ließ. Diese Matineen werden meist durch den Vortrag eines „Conférenciers“ eingeleitet; die bedeutendsten Literaten von Paris unterziehen sich dieser Aufgabe: Maurice Donnay, Tristan Bernard, Abel Hermant, Emile Boutroux, Maurice Barrès sind vielbegehrte Matineeredner. Das patriotische Radau- und Spektakelstück wird im Châtelet und in der Comédie royale gepflegt; das Zugstück des Châtelet war „La Maison du Passeur“, ein blutiger „Reißer“, der im Dezember 1914 auf offenem Schlachtfelde spielt, und die Comédie royale brachte am 21. Januar ein „neues und sensationelles Schaustück“ heraus, das den vielverheißenden Titel „L'Aube de la Revanche“ führte. Eine besondere Stellung im Pariser Theaterleben nimmt das „Théâtre Albert Ier“ ein, in dem eine aus belgischen Flüchtlingen zusammengesetzte Truppe täglich das Lustspiel „Ce bon monsieur Zoetebeck“ aufführt. Der komische „Star“ der Truppe, Herr Bajart, ist Mitverfasser dieser Komödie, die am 15. Januar ihre fünfzigste Wiederholung feierte. Da gerade von belgischen Flüchtlingen die Rede ist, mag erwähnt werden, daß Herr Nuibo, Tenorist an der Großen Oper, ein Konservatorium eröffnet hat, in dem belgische und französische „Réfugiés“, sowie Kinder einberufener Soldaten unentgeltlich Unterricht er-

halten. Herr Ruibo wird in seiner eleganten Wohnung auf dem Boulevard de Clichy von Aufnahmesuchenden geradezu bestürmt.

„Haben Sie eigentlich schon die große Chenal gehört?“ fragte mich eines Tages meine amerikanische Reisebekanntschaft.

„Die Chenal — was ist das?“

„Wie, das wissen Sie nicht? Aber ganz Paris spricht von ihr! Wenn die Chenal in der Opéra comique die Marseillaise singt, so liefern sich die Pariser vor dem Theater förmliche Schlachten, um Entree zu erhalten! Und daneben ist sie die schönste Schauspielerin von Paris. In der heutigen Matinee tritt sie wieder auf. Wollen wir uns Plätze besorgen?“

So erstand ich denn für sündhaft teueres Geld einen Parkettsitz und ging in die Opéra comique. Man gab Donizettis „Regimentstochter“. Die blutjunge Marie wurde von einer dicken Vierzigerin gesungen; es war nicht schön. Die Vorstellung war langweilig, und ich vertrieb mir die Zeit damit, mich verstohlen im Saale umzusehen. Ein gutes Drittel des Publikums bestand aus Soldaten. In der ersten Reihe des zweiten Ranges saßen einige Verwundete, die ihre verbundenen Köpfe an die Balustrade lehnten und häufig gähnten. Die große Mehrzahl der anwesenden Mädchen und Frauen trug Trauerkleidung; auch die Männer waren dunkel gekleidet. In dieses düstere Bild brachten nur die Uniformen der Offiziere einige hellere Töne. Nach der Oper kam das „Ballet des nations“, dem Theaterzettel zufolge ein „intermède-concert du maître Paul Vidal, reglé par Mme. Mariquita“. Die „Nationen“ waren natürlich die Verbündeten Frankreichs. Die russische Ballerina hüpfte um eine Gruppe japanischer Mädchen. Die Schottinnen trugen hellblaue Jacken, die Belgierinnen hatten aus einem mir unerfindlichen Grunde Wasserkrüge

bei sich und gaben sich sehr tränenreich. Dann kam die große Pause. Das Theater, das bis dahin nur mäßig besetzt war, füllte sich jetzt bis zur äußersten Fassungskraft.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe. Die Bühne stellte ein kleines Dorf dar; eine Reihe namenloser Persönlichkeiten — der Offizier, der Soldat, die Frau, die Mutter, die Tochter und der Fahnenträger — ergeht sich in patriotischen Gefühlsäußerungen. Eine große Menge Soldaten in der Uniform der Konventszeit belebt die Szene. Sie singen den berühmten „Chant du départ“, der 1792, in den Tagen der großen Revolution, anläßlich des Abmarsches der Freiwilligen komponiert wurde. Das Publikum war jetzt in der richtigen Stimmung, um die Chenal und ihre Marseillaise mit vollster Empfänglichkeit auf sich wirken zu lassen.

Hinter dem herabgelassenen Vorhang ertönen die ersten Takte des berühmten Revolutionsliedes. Das Publikum erhebt sich von seinen Sitzen. Man fühlt förmlich die schweren Wellen der gewaltigen, explosionsbereiten Spannung und Erregung, die über dem Saale lagert. Der Vorhang geht in die Höhe: auf einer kleinen Erhöhung im Hintergrunde steht die Chenal, eine schlanke, große, faszinierende Erscheinung, von weißen, weichen Gewändern umhüllt, auf dem Haupt der elsässische Kopfputz. Sie ist von einem Trupp Soldaten und von einer Kinderschar umgeben. Wie sie majestätisch, feierlich die Stufen zur Vorderbühne herabsteigt und wie sie mit vibrierender Stimme das „Allons, enfants de la patrie“ anstimmt, das ist wirklich in hohem Grade stimmungsvoll. Alles übrige aber ist Vorstadttheater, unkünstlerisch, auf gröbste Wirkung berechnet. Mitten in der Strophe hebt sie die à la grecque gefaltete Tunika mit beiden Händen hoch; man entdeckt jetzt, daß dieser Überwurf an der Innenseite links blau und rechts rot ausgeschlagen ist, so daß die Sängerin wie eine

verkörperte Trikolore dasteht. Ein billiger Effekt, der aber das Publikum in eine förmliche Raserei der Begeisterung versetzt. Bei dem Vers „Amour sacré de la patrie“ geht die kriegerische Musik in eine leise, fast unhörbare melodramatische Kantilene über. Die Chenal zieht das dreifarbige Gewand enger um ihre Gestalt und heftet auf jede der drei Farben einen langen Kuß. Sie singt nicht mehr, sie schluchzt. Dann reckt sie sich empor und schmettert den Schluß des Liedes mit voller Stimme in den Saal. Und nach dem letzten Ton zieht sie ein kurzes, juwelenbesetztes Schwert aus der Tunika hervor, wirft den Kopf zurück und steht so als lebendes Bild, dessen Bedeutung mir nicht ganz klar wurde, minutenlang vor dem entgeisterten Publikum. Langsam, ganz langsam senkt sich der Vorhang, und das Publikum weint. —

Ich bilde mir ein, für die Regungen und Äußerungen eines wahren Patriotismus Verständnis zu besitzen. Auch beim Feinde; denn eine große und schöne Regung ist in Paris ebenso groß und schön, wie in Berlin. Aber trotzdem — oder vielmehr eben deshalb — fand ich Spiel und Gesang der Chenal ebenso unecht und komödiantenhaft, wie das Benehmen des Publikums weibisch. Gewiß: mit germanischen Maßstäben darf man das Gefühlsleben impulsiverer Völker nicht messen, und das aufgewühlte Vaterlandsgefühl äußert sich in Paris anders als bei uns. Das aber, was die Chenal macht, ist Theaterspielerei mit banalsten, ältesten Mitteln. Man bedenke: sie spielt und singt diese Szene drei- oder viermal die Woche, sie ist eine große Pariser „Sensation“, und mindestens die Hälfte des Publikums weiß immer im voraus: jetzt wird sie sich zur Trikolore entfalten, jetzt wird sie die drei Farben küssen, jetzt wird sie schluchzen, jetzt das Römerschwert ziehen. Nur ein Volk, das seiner ganzen Veranlagung nach so stark wie das französische unter dem Einfluß des Komödiantentums steht

(in der Politik nicht weniger, als im Theater), kann in der „Marseillaise" der Chenal eine patriotisch-künstlerische Leistung großen Stils erblicken.

Weitaus künstlerischer wird dem Zweck der patriotischen Stimmungserzeugung und Erregung in der Comédie française gedient. Dort hat man im Januar den „Ami Fritz" von Erckmann und Chatrian neu einstudiert und aufgeführt. Die Vorstellung war brillant, stellenweise hinreißend; ihr Höhepunkt war die Verkörperung des Rebbe Sichel durch Féraudy. Die Theaterleitung hat dieses elsässische Idyll nicht wegen seiner literarischen Qualitäten, nicht um Herrn Féraudy und dem Fräulein Leconte (Suzel) Gelegenheit zu glänzenden Leistungen zu bieten, aus dem Archiv hervorgeholt. Nein, „Freund Fritz" wird als politischer Propagandist auf die empfänglichen Franzosen losgelassen. Es gilt, Stimmung für das Elsaß zu machen, die Sehnsucht nach dem Elsaß zu schüren. Mehr als das: mit kühner Nichtachtung des Tatsächlichen wird das Elsaß den kindlich-gläubigen Franzosen geradezu als wiedergewonnenes französisches Land vorgeführt.

Und gerade das ist es, was diese Theatervorstellung so interessant macht. Sie ist mehr als gutes Theater, mehr als politische Propaganda, sie ist ein unbezahlbares Dokument der verrenkten und verzerrten französischen Mentalität von heute. Der Hang zur kindischen Selbsttäuschung schnappt hier über und wird zur höchstgesteigerten Selbstsuggestion, die alle Wirklichkeitsgrenzen auslöscht. Die Franzosen gehaben sich tatsächlich so, als gehörte das Elsaß wieder ihnen. Ernste Blätter geben der Regierung ernstgemeinte Ratschläge, wie sie es anzustellen habe, um in der „befreiten Provinz" eine weise Verwaltung einzurichten, schädliche Fehler zu vermeiden, die Bevölkerung an das „neue Regime" zu gewöhnen, unnötige Schroffheiten zu unterlassen, die französische Landessprache wiederherzustellen. Man streitet

über die vernünftigste Art der Regierung in der „Übergangszeit“, man erörtert das Problem, ob das Elsaß gleich als französische Provinz eingerichtet oder zunächst eine Art beschränkter Selbstverwaltung erhalten soll, und so weiter. Ganz wie in einem Tollhause. Ibsens Doktor Begriffenfeld brauchte im heutigen Frankreich nur einen Griff ins volle Menschenleben zu tun, um an jedem Finger ein Prachtexemplar von einem Maniebehafteten herauszuziehen. Und die tollste, die unwahrscheinlichste Manie ist das Elsaß, ist Lothringen, ist das deutsche Reichsland. Die Franzosen verfügen darüber mit einer Selbstverständlichkeit von der Art etwa, wie ein Geisteskranker über die Welt und die Menschen verfügt. Immer wieder hört man die Behauptung, die Elsässer und Lothringer erflehten vom Himmel den Tag der Befreiung, den Tag, an dem sie wieder Franzosen, wieder Menschen sein, der Wohltaten der französischen Demokratie teilhaftig werden dürfen. Die französischen Blätter fließen von Zärtlichkeit für die Elsässer und Lothringer „compatriotes“ über, für die Brüder, die der Erzfeind wohl unterjochen, aber nie aus dem Herzen der Franzosen hat reißen können. In Wirklichkeit haben dieselben Franzosen dieselben Elsässer stets als eine untergeordnete Rasse betrachtet, der Elsässer war der komische Typ auf der französischen Bühne und im französischen Roman, etwa wie in Österreich der „Bem“ (Böhme) oder bei uns der Offiziersbursche aus der Wasserpolackei. Und die Lothringer? In Frankreich hörte und las man vor dem 1. August sehr häufig den giftigen Spottvers:

„Lorrain, mauvais chien,
Traître à Dieu et à son prochain.“

(Lothringer, elender Hund, Verräter an Gott und an seinem Nächsten.) Und man erfand, um die Lothringer zu kränken, folgenden Dialog: „Lorrain, prête-moi ton chapeau.“ —

„Non, ça s'use.“ — „Prête-moi ta femme.“ — „La voilà.“ (Lothringer, leihe mir deinen Hut. — Nein, der nützt sich ab. — Leihe mir deine Frau. — Da hast du sie.) „Weich wie die Feiglinge von Lothringen“, „Gewissenlos wie die Wucherer von Metz“: das sind weitere Beispiele dafür, in welcher Achtung die Lothringer bei den Franzosen stehen...

Man hat im Elsaß und in Lothringen ein besseres Gedächtnis, als die Franzosen glauben. Fritz Kobus, seine Susel und der würdige Rebbe werden deutsch bleiben.

Der Rebbe David! Auch ihm ist in dem heutigen Frankreich, in der Comédie française, eine Propagandarolle zugefallen. Die Zuhörer sahen sich verständnisinnig an — jeder Herr seine Dame —, so oft David Sichel seine Mahnung hören ließ: gehet hin und heiratet; aber heiratet nicht bloß, sondern seid fruchtbar und vermehret euch. Der alte David spricht Worte der politischen und militärischen Weisheit, Worte, bei denen die Franzosen von heute aufhorchen mit dem Gefühl der Reue, sie bisher unbeachtet gelassen zu haben; denn der Rebbe proklamiert als oberstes Staatsgebot, viele Kinder zu haben, die den heimatlichen Boden beschützen in den Zeiten der Not... Es war lehrreich, zu beobachten, welchen Raum in den Besprechungen der „Ami Fritz“-Aufführung der alte David und seine biblische Spruchweisheit einnahmen. Adolphe Brisson hat ihm ein ganzes Feuilleton im „Temps“ gewidmet.[1]

Den Beschluß des „Ami Fritz“ im Hause Molières machte ein szenisches Agitations-Nachspiel: „Les Fiançailles de

[1] Am 2. März berichtete das Pariser „Journal“: „Eine Vereinigung von Patrioten hat beschlossen, jungen, braven Landleuten und Städtern eine Prämie von 200 Franken für die Geburt eines jeden Kindes (vom zweiten ab) anzubieten, außerdem fünfzehn Jahre hindurch 15 Franken monatlich für den Unterhalt eines jeden Kindes. Die Vereinigung ist auf der Suche nach möglichst zahlreichen Mitgliedern.“ Und da will man den Einfluß des Theaters auf das Volksleben leugnen!

Fritz". Es hat den unverhüllten Zweck, den Parisern den Mund nach dem schönen Elsaß womöglich noch wässeriger zu machen. Die besten Kräfte der Bühne sangen Elsässer Lieder, tanzten Elsässer Tänze, deklamierten poetische Elsässer Heimatskunst; und zum Schluß überreichte der Doyen des Theaters der Susel einen Strauß Blumen, „französischer Blumen", wie er sagte, „Blumen aus dem Elsaß und aus Lothringen", „pressées ensemble, à jamais unies ..." Guter Schauspieler, schlechter Prophet!

Diese Szene kam dem Publikum grandios, erhaben vor, und es vergoß Tränen der Rührung. Der Franzose hat eben die „leichte Träne" ... Und da vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, war es mir beschieden, daß ich kurz nach dieser „Ami Fritz"-Premiere, in den Straßen von Paris lustwandelnd, noch unter dem Eindruck der theatralischen Schlußszene, in der Rue Mouffetard (hinter dem Pantheon) über dem Laden eines Viktualienhändlers ein Schild erblickte, auf dem wörtlich zu lesen war:

„Nous prévenons nos clients que notre choucroûte, garantie de Strasbourg (France), est jusqu'à la fin des hostilités fabriquée ici dans la maison."

Dort die berühmte, große Bühne, hier der bescheidene Viktualienladen; dort das dröhnende patriotische, geschminkte Pathos, hier die einfache, gemeinverständliche Sprache des kleinen Mannes; dort blendender Kulissenzauber, hier das Sauerkrautfaß: wird hier wie dort nicht genau dasselbe proklamiert — das „französische" Elsaß?

Conspuez Wagner!

Am 16. Januar, nachmittag 4 Uhr, wohnte ich in der „Schola Cantorum", in einem Saale des Konservatoriums der Musik, einer patriotisch-musikalischen Trauerfeier bei, die dem Gedächtnisse des Komponisten Albéric Magnard

gewidmet war. Magnard, ein Sohn des berühmten „Figaro"-Chroniqueurs, bewohnte, als der Krieg ausbrach, sein Landhaus, das zwischen Senlis und dem Dorfe Baron, also in ziemlicher Nähe von Paris, lag. Senlis ist, wenn man von Paris nach Compiègne fährt, der erste durch den Krieg zerstörte Ort. Es haben dort im September heftige Kämpfe stattgefunden; die Ortschaft war acht Tage lang von den Deutschen besetzt. Aus den Häusern, von den Dächern wurde hinterrücks auf die Deutschen geschossen; auf dieselben Deutschen, die auf die Fensterläden der Häuser, deren Bewohner sich friedlich verhielten, mit Kreide in großen Buchstaben geschrieben hatten: „Gute Leute! Schonen!" Albéric Magnard benahm sich nicht viel besser als die Franktireurs, die meuchlings von der Rue de la République oder dem Quartier de la Licorne aus deutsche Soldaten niedergeknallt hatten. Als ein Ulanen-Vorposten vor dem Gittertor des dicht verschlossenen Landhauses Einlaß verlangte, gab Magnard von einer Öffnung der herabgezogenen Jalousie, also von einem Versteck aus, mehrere Revolverschüsse auf die deutschen Soldaten ab, von denen zwei getötet wurden. Daß die nachrückenden deutschen Truppen mit dem Meuchelmörder kurzen Prozeß machten, ist verständlich. Die französischen Blätter haben den Vorgang in ihrer Art ausgeschmückt; sie erzählten, die Deutschen hätten das Haus in Brand gesteckt und den Komponisten langsam zu Tode geröstet; als die Deutschen abzogen, wäre von dem Landhause und seinem unglücklichen Insassen nichts übrig geblieben, als „zwei oder drei verkohlte Gebeine, einige Goldstücke und die Überreste eines Revolvers". Der jugendliche Schwiegersohn Magnards, Créton, sei von den Deutschen an einen Baum gebunden und gezwungen worden, den Verbrennungstod seines Schwiegervaters Zoll um Zoll mit anzusehen. Diese Erfindung in der Manier der dunkelsten Vorstadt-Kinos würde vermutlich noch heute von ganz

Frankreich gläubig hingenommen werden, hätte nicht Herr Créton selbst ihr durch ein bündiges Dementi den Lebensfaden abgeschnitten.

Die Gedächtnisfeier in der „Schola Cantorum“ bestand aus der Wiedergabe einiger Kompositionen Magnards, darunter eines Chors aus seiner Oper „Bérénice“. Vielleicht war es Voreingenommenheit von mir, daß ich diese Musikstücke herzlich uninteressant und unbedeutend fand. Ich machte diese Feststellung mit einer gewissen Genugtuung. Denn gleich dem in Deutschland wohlbekannten Komponisten Vincent d'Indy, der bei der Gedächtnisfeier mitwirkte, war Herr Magnard von den fanatischen Hassern der deutschen Musik ausersehen, eine Säule der neufranzösischen, bewußt antideutschen Kunst zu werden. Seit den beispiellos perfiden Angriffen Saint-Saëns' auf Richard Wagner gilt es in Frankreich als einen wesentlichen Bestandteil des echten Patriotismus, nicht nur die Werke des Meisters von Bayreuth, sondern alle deutsche Musik als kulturwidrig, als kunstfeindlich, als geschmackverderbend auszurufen. Ehe ich in die „Schola Cantorum“ ging, hatte man mir erzählt, die Maschinisten der Großen Oper hätten den größten Teil der Nibelungen- und Parsifal-Dekorationen zerstört. Das Gerücht war in der ganzen Stadt verbreitet, und es ist immerhin bezeichnend, daß keine einzige Zeitung ihm entgegentrat. Dagegen waren in mehreren vielgelesenen Blättern bewegliche Klagen darüber zu hören, daß sich unter den zahlreichen Büsten, Medaillons und sonstigen Abbildungen berühmter Komponisten, die das Opernhaus schmücken, sich nur zwei französische Meister, Auber und Halévy, befinden. Alle anderen sind Italiener und „Boches“. Die Italiener — passe encore, diese Büsten mögen immerhin auf ihren Plätzen bleiben; denn die französische Musik hat nicht nur von der italienischen Tonkunst wertvolle Anregungen empfangen, sondern — was heute wichtiger ist —

die Italiener stehen mit ihren Sympathien in dem jetzigen Kriege auf seiten der Franzosen. Die deutsche Musik aber hat auf den musikalischen Geschmack der Franzosen entartend eingewirkt; und speziell das Werk Richard Wagners ist „das machtvolle Mittel, das Deutschland anwendet, um die Seelen einzufangen". Diese Kunst ist lediglich ein Vorwand: „la germanisation universelle, voilà le vrai but." So ist's wörtlich bei Camille Saint-Saëns zu lesen. Die Maschinisten der Großen Oper haben, unter dem Einflusse solcher bestechenden Doktrinen, wahrscheinlich in gutem patriotischen Glauben gehandelt, als sie, wie behauptet wird, an den Wagner-Dekorationen Sabotage verübten. Es war eine symbolische Handlung: sie vermeinten wohl damit der „allgemeinen Germanisierung", soweit die französische Musik in Frage kam, ein tapferes Halt geboten und freie Bahn geschaffen zu haben für die neue, die streng national-französische Kunst, die auf den Trümmern des Wagner-Tempels aufgerichtet werden soll.

Über Nacht ist den Franzosen die Erleuchtung gekommen, daß ihre Heimatskunst von den Deutschen geknechtet und geknebelt worden ist, wie etwa die Elsässer und Lothringer seit 1871. Die deutsche Musik hat sich in den letzten Jahrzehnten in den französischen Opernhäusern und Konzertsälen breit gemacht und die besten einheimischen Talente brutal erdrückt. War die Herrschaft der Italiener im national-künstlerischem Sinne bedauerlich, so war die Tyrannei der Deutschen ein Unglück. Das ist seit Monaten in französischen Blättern zu lesen, wird in Vorlesungen vom Pult herab gelehrt, der jungen Generation des jetzigen Krieges in den Konservatorien als Evangelium verkündet. Als ob die Herren Mozart, Beethoven, Wagner, Richard Strauß sich mit den Waffen in der Hand den Eintritt in die französischen Kunsthallen erzwungen hätten! Als ob Bismarck im Frankfurter Friedensvertrag stipuliert hätte, daß Frankreich von nun ab

so und so viele deutsche Opern aufzuführen und Konzerte zu veranstalten habe! Als ob es nicht Franzosen — und wahrlich nicht die schlechtesten — gewesen wären, die in Frankreich die stärkste, die zäheste Propaganda für Bach und Wagner betrieben haben! Und als ob nicht die französische Wagner-Gemeinde an Fanatismus, an Unduldsamkeit gegenüber jeder anderen Musik die deutsche noch weit übertroffen hätte!

Nach der Magnard-Feier versammelten sich mehrere Herren in einem benachbarten Café. Die Kunstfrage des Tages, durch den Tod Magnards zu erhöhtem Interesse gediehen, bildete den Gegenstand einer eifrigen Debatte. Das Gesicht hinter dem „Figaro" verborgen, anscheinend in die Lektüre der Zeitung vertieft, hörte ich von einem Nebentisch aus den größten Teil des Gespräches. Das große Wort führte ein Herr, der von den übrigen mit großem Respekt behandelt wurde; es war, wie man mir auf meine Anfrage sagte, der Kritiker Bellaigue; also eine in Frankreich anerkannte Autorität. Die Art, mit der er leutselig das Genie Wagners eben noch gelten ließ, daran aber sofort Dutzende von Einschränkungen knüpfte und den Geist der französischen Kunst turmhoch über die deutsche stellte, war ärgerlich, aber für den französischen Geist von heute sehr lehrreich. Er meinte u. a., die Wagner-Begeisterung der Franzosen wäre der reine Schwindel gewesen; es gäbe keine fünfzig Franzosen, die Wagner verständen, nicht einmal den Tannhäuser, den Lohengrin und den Holländer; schon die vorwagnerische deutsche Musik sei etwas dem französischen Geist geradezu Gegensätzliches gewesen, die Musikdramen des Bayreuthers aber seien diesem Geist ein Buch mit sieben Siegeln.

Hier warf einer seiner Zuhörer ein: „Und Glück? Und Mozart, Beethoven, Schumann?"

Auf die Antwort des Herrn Bellaigue war ich ganz und

gar nicht gefaßt. „Glück (man nennt und schreibt ihn in Frankreich Glück) war kein deutscher, sondern ein französischer Musiker. Und die übrigen, die Sie genannt haben, waren weit mehr Lateiner als Deutsche. (!) Das teutonische Genie, das Wagner verkörpert, ist etwas ganz anderes; es kennzeichnet sich dadurch, daß es lediglich auf starke Effekte ausgeht, sich im Detail verliert, Wichtiges und Nebensächliches musikalisch gleichmäßig behandelt, die künstlerische Gesamtwirkung vernachlässigt. Das Genie der französischen Rasse hingegen zeichnet sich aus durch Klarheit, durch Logik, durch Maßhalten, durch Ordnung, durch Eleganz, durch Grazie, vor allem durch Einfachheit. Wagners Musik hingegen ist verwickelt, dickblütig (pléthorique, sagt Bellaigue), sie kann sich nur durch eine Menge künstlerisch untergeordneter Hilfsmittel zur Geltung bringen; sie braucht eine ‚orchéstration formidable‘. Die französische Musik erhebt die Herzen ohne jede besondere Kraftanstrengung. Der deutsche Meister schreibt Musik, die ohne Fußnoten unverständlich ist, die nur von ganz wenigen, von den musikalisch Höchstgebildeten, nach mühseligem Studium verstanden werden kann. Sie löst nur Erstaunen, kein künstlerisches Genießen aus. Sie setzt sich aus einer unendlichen Fülle kleiner und kleinster Einzelheiten zusammen, aus zahllosen Einteilungen und Untereinteilungen; sie wird von einer übertriebenen Neigung zur Maßlosigkeit beherrscht. Nun machen Sie sich selbst ein Bild davon, welchen unheilvollen Einfluß dieser ‚intensiv deutsche Meister‘ auf unsere Musiker ausgeübt hat.“

Er sprach wie einer, der vor einer Versammlung ein Manuskript abliest. Lauter fertig gedrechselte Sätze, viele hochtönende, auf den Applaus berechnete Wendungen. Er schloß mit einem eindringlichen Hinweis darauf, wie viel die deutsche Kunst, die deutsche Malerei, Skulptur und Architektur den Franzosen und in zweiter Linie den Italienern zu verdanken habe. Ein anderer machte im Anschluß

daran die Entdeckung, daß gewisse Orchesterinstrumente, die Richard Wagner nach Ansicht der Deutschen zuerst verwendet habe, in Wirklichkeit schon weit früher von Berlioz herangezogen worden seien. Wagner habe nur eine etwas veränderte Art gefunden, sich dieser Instrumente des Berlioz-Orchesters zu bedienen. Berlioz sei lange vor Wagner Meister der massigen Tonwirkungen gewesen; Wagner habe orchestral fast genau mit denselben Mitteln gearbeitet wie Berlioz. Herr Bellaigue nickte beifällig. Und vergaß, daß er durch dieses Beifallszeichen sich selbst ins Gesicht schlug, seine rednerisch so wirksame Abhandlung über den fundamentalen Unterschied zwischen Wagnerscher und französischer Musik glatt preisgab.

Ist die Polemik des Herrn Bellaigue gegen Wagner und die deutsche Musik töricht, sachlich schief und unlogisch, so steht sie doch nicht auf dem tiefen Niveau der Anwürfe Saint-Saëns' oder gar jenes französischen Romanschriftstellers, der Richard Wagner den „Charlatan von Bayreuth" schimpft. (Mit dem Gassenjungen, der dieses Wort geprägt hat, werde ich mich noch eingehender befassen.) Bellaigue hat zum mindesten nicht den Versuch gemacht, in Richard Wagner das Deutschtum totzuschlagen. Er hat Wagner nicht für die angebliche Verwüstung von Reims und Löwen verantwortlich gemacht, wie Saint-Saëns es tut. Er sagt nicht, wie dieser: wozu brauchen die Franzosen einen Wagner, wenn sie Kerle haben, wie mich! Sondern er begnügt sich einfach damit, sich zu blamieren, indem er, der Musikgelehrte, durch solche Gespräche darlegt, daß er vom Wesen deutscher und insbesondere Wagnerscher Musik keinen Schimmer hat.

Das kann ihm freilich in dem Frankreich der nationalistischen Neutöner, das aus dem Kriege emporsteigen wird, nur förderlich sein.

Die Gravilliers, Herr Ohnet und das Rundleder.

Von dem berühmten Museum Carnavalet, in dessen vierzig Sälen die Geschichte der Stadt Paris von den Zeiten Julius Cäsars bis auf unsere Tage erzählt wird, gelangt man in wenigen Minuten zu dem berüchtigten Ballokal „Les Gravilliers". Dort thronte vor gar nicht langer Zeit die verrufenste Hetäre von Paris, die goldblonde Casque d'or, inmitten ihrer Verehrer, die sie, wenn sie im Tanzsaal erschien, mit einem Salut von Revolverschüssen empfingen. Dort wurde vor dem Kriege der verwegenste Tango getanzt. Getanzt? Nein, gerast, getollt, bis die Paare kaum noch die Kraft hatten, ihren warmen Wein zu trinken. Auf einem mit bunter Leinwand bedeckten Balkon saß das „Orchester": zwei Geigen und eine heisere Trompete. Im Saal roch es scharf nach schlechtem Punsch und noch schlechteren Zigaretten. Von dem besseren Publikum wurden die „Gravilliers" ängstlich gemieden; hier und da verirrte sich ein ahnungsloser Fremder in diesen Saal und kehrte ohne Uhr und Börse nach Hause zurück.

Wie hat sich das alles seit dem Kriegsausbruch geändert! Das Tanzen und Plündern hat aufgehört, Geige und Trompete sind verstummt, der Saal hat ein ernstes, würdiges Aussehen erhalten. Man verabreicht jetzt dort den Arbeitslosen und ihren Frauen Gemüsesuppe, und die Kinder erhalten noch ein Täfelchen Schokolade dazu. Die schweren Tische und Holzbänke sind an den Fußboden angeschraubt; sie rühren noch von den „guten Zeiten" der Gravilliers her. Ebenso die Preistafeln für Speisen und Getränke an den Mauern und die übereinander geklebten Affichen, deren letzte mit der Anpreisung schloß: „Der beste Tango-Unterricht, 3 Franken die Stunde." Die rund siebenhundert Armen und Dürftigen, die jetzt um 11 und um 5 Uhr ihre Schale Suppe erhalten, haben andere Sorgen... Der

Tango ist den Parisern gründlich vergangen. Die zahllosen, sich täglich vermehrenden œuvres de bienfaisance reichen nicht entfernt hin, dem wachsenden Elend Einhalt zu tun.

Dabei gehören die jetzigen Kunden der Gravilliers noch lange nicht den ärmsten Erwerbsklassen an. Sie bewohnen das dichtbevölkerte Quartier du Marais mit seiner Unzahl von Geschäften und Kontoren und hatten, ehe sie ihre Arbeit verloren, durchschnittlich 250—300 Franken monatliches Einkommen. Die tägliche Kundschaft der „soupe populaire" in den Gravilliers setzt sich zumeist zusammen aus Kommis, Buchhaltern, männlichen und weiblichen Maschinenschreibern, Klavierlehrerinnen, Börsenagenten; Berufsleuten, die über Nacht brotlos geworden sind. Daneben freilich auch viele belgische Flüchtlinge, Franzosen aus den nördlichen Departements und Frauen von Soldaten, die im Felde stehen. Die jüngeren Frauen, von denen viele ein Baby auf dem Arm tragen, sind sichtlich bemüht, ihre Armut zu verbergen; sie haben aus dem Schrank das Beste herausgekramt, was noch darin zurückgeblieben war; und wenn sie für sich selbst nichts in den Schubläden fanden, für Bébé ist immer noch ein seidenes Bändchen oder kokettes Häubchen da. Gedrückt, verkümmert sitzen sie auf den langen Bänken; das furchtbare Gefühl, Almosen zu empfangen, von der öffentlichen Wohltätigkeit zu leben — sie, die noch vor wenigen Monaten zu den soliden hauptstädtischen Erwerbern oder Familienmüttern gehörten — drückt sich deutlich auf ihren Gesichtern, in ihren knappen und müden Bewegungen aus. Der Mann im Felde, die Frau, die Pariserin aus dem Marais, mit ihren Kindern in der Suppenanstalt! Zwischen den Tischen gehen die Rote-Kreuz-Damen, die über ihren schicken Straßentoiletten einen dunkeln Überwurf tragen, mit den gefüllten Terrinen einher und teilen die Suppenportionen aus. Auf einem großen Tisch in einer Ecke des Saales

schneiden andere Brot in Scheiben, und wieder eine andere Gruppe schneidet die Schokolade für die Kinder in kleine Tafeln. Die Damen sind anscheinend ganz bei der Sache; freilich möchte man wünschen, daß sie weniger elegante Hüte trügen und weniger deutlich die „Dame“ markierten. Um den Takt mancher Französinnen scheint es nicht viel besser bestellt zu sein, als um die sprichwörtliche Ritterlichkeit der Franzosen, die sich vor etwa zwanzig Jahren bei dem furchtbaren Brande in der Rue Jean-Goujon in so traurigem Lichte gezeigt hat. Es war auch eine Wohltätigkeitsveranstaltung gewesen, sogar eine hochvornehme, und als die Gluten im Saale um sich griffen, warfen die Männer die Frauen zu Boden und stießen und drängten sich auf deren Leibern, bis sie das Freie gewannen; die Frauen gaben sie dem Flammentode preis.

Warum ich gerade hier daran erinnere? Weil nicht nur der Pariser Pöbel, die racaille, sondern auch die Intellektuellen, die geistige Elite der Nation ihre beste Zeit damit verbringt, uns die niederträchtigsten, blutigsten Bestialitäten anzudichten. Als ich in Paris ankam, war gerade das zweite Heft des „Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914“ erschienen, dessen Verfasser Georges Ohnet ist. Man traut seinen Augen nicht, wenn man den Kehrichthaufen dummer Gemeinheiten sieht, die Ohnet in diesen Heften ausbreitet. Dieser Mann, dessen Romane auch in Frankreich längst nicht mehr gelesen, dessen Theaterstücke längst nicht mehr aufgeführt werden, dieser Großkapitalist der literarischen Mittelmäßigkeit ist es, der den traurigen Mut gehabt hat, Richard Wagner den „Charlatan von Bayreuth“ zu nennen. Es ist kläglicher Anblick, wie dieser Nichtskönner den letzten Rest seiner kraftlosen Phantasie aufpeitscht, um den Deutschen, vom Kaiser bis zum Bettler, Greuel anzudichten, deren nicht einmal die tierischsten Südsee-Papua fähig wären. Er hat die Entdeckung

gemacht, daß das Brandstiften, Morden und Plündern ein ganz genau umschriebener Bestandteil des festgefügten deutschen Systems der Kriegführung ist. Der Große Generalstab in der Berliner Moltkestraße hat die dreiundvierzig Friedensjahre damit zugebracht, in allen Einzelheiten Pläne zur Vernichtung nicht bloß der französischen Armee, sondern auch der Zivilbevölkerung Frankreichs auszuarbeiten. Es ist auf das genaueste vorgesehen, wann die deutschen Offiziere das Signal zur Niedermetzelung der Wehrlosen, zum Sengen und Stehlen zu geben haben. Mit einem Wort: die Greuel, die das französische Volk dem Rasen einer entmenschten Soldateska zuschreibt, sind in Wirklichkeit wichtige Hilfsmittel der deutschen Strategie, und Herr Ohnet läßt deutlich durchblicken, daß diese Strategie dem Kopf des Deutschen Kaisers entsprungen ist. Dabei blickt aus jeder Seite seines „Journal" die eigentliche Triebfeder hervor, die Herrn Ohnet veranlaßt hat, sich auf diese französisch-patriotische Art zu betätigen: der brennende Wunsch, wieder einmal von sich reden zu machen — der Drang des Halbvergessenen, der Welt zu zeigen, daß er noch lebt. Nie haben Paul Deroulède oder Léon Daudet sich in ihren schlimmsten Tobsuchtsanfällen annähernd solcher Ausschreitungen einer vom borniertesten Haß geborenen Verlogenheit schuldig gemacht, wie Ohnet in diesen künstlich geheizten Wutausbrüchen, die in Wirklichkeit die Spekulation eines gerissenen Literaturverkäufers auf die Dekadenz seiner Landsleute sind. Es ist noch die kleinste, unschuldigste seiner Lügen, wenn er behauptet, die „Wossige Zeitung" habe beim Kriegsausbruch „den Junkern der preußischen Garde zum 15. August, dem Himmelfahrtstag, ein Rendezvous in Paris gegeben". Diese Unwahrheit ist an sich nicht tragisch, sie ist aber bezeichnend für die Arbeitsmethode jenes Spekulanten. Einfach drauflos lügen, irgend etwas erfinden, was den heruntergekommenen Franzosen

gefallen könnte, was ihren ohnmächtigen Haß schürt. Jede Lüge vergrößert den Absatz, jedes Schimpfwort vermehrt die Tantiemen. Es wäre eigentlich ein verdienstvolles Werk, die Ohnetschen Erzeugnisse ins Deutsche zu übersetzen und in Deutschland zu verbreiten. Da Herr Ohnet die Seele seiner Landsleute kennt und den Ton seines „Journal" darauf gestimmt hat, so ist dieses Erzeugnis wie kaum ein anderes geeignet, uns einen Einblick in die wahre Verfassung und Veranlagung des heutigen Frankreichs zu gewähren. Dieser jähe Sturz von den Höhen einer kulturerfüllten Vergangenheit in die geistigen und sittlichen Pfützen der französischen Gegenwart dürfte in der Geschichte der Völker ohne Beispiel dastehen.

Und bei uns gibt es, wie man mir sagt, Politiker, die der Ansicht sind, mit den Franzosen würden wir uns noch am ehesten verständigen! Welch ein grotesker Wahn! —

Auf dem Rückwege von den Gravilliers nach dem Hotel fragte ich meinen landeskundigen Begleiter, wie es denn möglich sei, daß die Frauen und Kinder der Männer, die für das Vaterland ihr Leben einsetzen, auf die Suppen der öffentlichen Barmherzigkeit angewiesen sind, wenn sie nicht verhungern wollen. Darauf die Gegenfrage:

„Wissen Sie, was ein rond-de-cuir (Rundleder) ist?"

„Gewiß. So nennt man die runden Lederunterlagen auf den Stühlen der staatlichen und städtischen Beamten. Und daraus hat man einen Spitznamen für die langsame, schwerfällige, faule französische Bureaukratie gemacht, die vormittags in ihren Kanzleien schläft und sich nachmittags im Café von ihrer Arbeit ausruht."

„Richtig. Ein anderes Spottwort auf dieselbe Kaste ist das langgedehnte ‚Ad—mi—ni—stra—tion', das sich sehr hübsch im Chor singen läßt. Und von dem Wort ‚rond-de-cuir' ist der Wesensbegriff ‚rond-de-cuirisme' abgeleitet. Man kann aber auch ‚paperasserie' sagen: das Papier-

verschmieren, die unnötige, stupide Arbeitserschwerung durch überflüssige Protokolle, Eingaben und sonstige schriftliche Leistungen. Das ist schon in Friedenszeiten ein schwerer Hemmschuh für alle administrative Tätigkeit. Jetzt, im Kriege, ist es eine Katastrophe. Sehen Sie sich diesen Brief an. Den habe ich heute erhalten. Aufgegeben wurde er in Havre am 5. Oktober. Drei Monate und elf Tage war er also unterwegs. Und wie mit der Post, ist es mit allen Zweigen der Verwaltung. Daß ungezählte Tausende von Soldaten frieren und keine ganzen Schuhe an den Füßen haben, wissen Sie schon. Daran ist nur der ungeheuerliche, einfach nicht umzubringende Bureaukratismus schuld, den selbst der Krieg nicht ausrotten kann."

„Aber ich sollte doch meinen, daß der Staat Mittel finden müßte, den Familien der im Felde stehenden Soldaten die Demütigung des Bettelns zu ersparen. Denn darauf laufen doch die Bittgesuche um eine tägliche Suppe im Grunde genommen hinaus."

„Ich sage Ihnen doch: ‚rond-de-cuirisme'. In der Theorie weist der Staat jeder notleidenden Soldatenfamilie eine ‚allocation' (Geldbewilligung) zu. Das Geld wird den Soldatenfrauen natürlich nicht ins Haus gebracht; sie erhalten Anweisungen, die in gewissen Bureaus einzulösen sind. In diesen Bureaus herrscht aber eine Mißwirtschaft, ein Wirrwarr und eine Umständlichkeit, daß die Frauen in den seltensten Fällen dazu kommen, ihr Geld zur richtigen Zeit zu erhalten. Es ist keine Vorkehrung getroffen, den Ansturm der Frauen zu ordnen. Es werden keine ordentlichen Listen geführt. Man schickt die Frauen von einem Zimmer, von einem Gebäude ins andere, man schnauzt sie an, man schickt sie nach Hause und sagt ihnen, sie mögen am nächsten Tage wiederkommen. Dagegen werden Soldatenfrauen, die an irgendeiner Stelle Protektion haben, in ungehöriger Weise bevorzugt. Man läßt sie früher vor, man erledigt

ihre Angelegenheit sofort, man behandelt sie höflich. Das macht natürlich böses Blut bei den anderen, die warten müssen und grob angefahren werden. Oft kommt es vor, daß eine Frau nicht auf der Liste steht und kein Geld bekommt. (Es ist wenig genug, wenn sie es bekommt!) Man sagt ihr, sie müsse schriftlich reklamieren. Sie kommt mit der Reklamation ins Bureau zurück. Dort wird ein ‚Dossier' über ihren ‚Fall' angelegt. Der Bureauchef prüft die Angelegenheit und findet, daß sie zunächst an ein anderes Ressort zur ‚technischen Überprüfung' zu leiten sei. Es wird daher ein Überweisungsschreiben aufgesetzt, dem Chef zur Unterschrift vorgelegt, registriert und ‚weitergeleitet'. Der Direktor des anderen Ressorts prüft die Sache ‚technisch', läßt ein Gutachten aufsetzen, unterschreibt es und schickt das Dossier an den Bureauchef zurück. Dort macht ein Kanzlist eine Abschrift des Gutachtens, das der Chef mit seiner Unterschrift, mit seinem Visum versieht. Die Abschrift wird zurückbehalten, das Original geht an die zuständige Stelle. Wann die Reklamation dort erledigt wird, ist Glückssache. Das alles erzählt sich sehr schnell, im wirklichen Verlauf dauert es Wochen, bis diese Formalitäten erledigt sind und die Frau ihr Geld erhält. Was soll sie mit ihren Kindern inzwischen tun? Sie ist glücklich, wenn eine soupe populaire oder sonst eine œuvre d'assistance sich ihrer annimmt."

„Und in den militärischen Verwaltungszweigen geht es dann wohl nicht viel besser zu?"

„Schlimmer. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß der absolute Mangel an Organisation und die paperasserie es verschulden, wenn so viele Soldaten an der Front Mangel an warmen Kleidungsstücken, Unterwäsche und Schuhen leiden. Die Depots werden nie rechtzeitig und ausreichend ergänzt. Solange sie gefüllt waren, ging es ja leidlich. Dann trat Not ein, und man gründete eine eigene Organi-

sation, ‚Etapes et Service‘, der die Aufgabe zugewiesen war, für die Auffüllung der Bestände zu sorgen. Die ‚E. E. S.‘ arbeiten aber genau so langsam und umständlich wie die Bureaus in Paris: die Schreibereien, die Protokolle nehmen kein Ende. Immer neue alphabetische Lieferungsregister, immer neue Überweisungen von einer Amtsstelle zur anderen. Sachen sind wahrscheinlich genug da, aber sie sind nie zur richtigen Zeit zur Stelle. Was wollen Sie? In Paris sind stets dreißigtausend Betten zur Verfügung der Verwundeten; aber nie waren mehr als neunzehntausend Betten belegt. Warum? Pfuscherhafte Organisation, ‚rond-de-cuirisme‘, Protektionsunwesen, Unordnung."

Herr Ohnet! Wäre es nicht patriotischer, Sie strengten Ihr bißchen Phantasie an, um ein Mittel zur Abhilfe dieser himmelschreienden, mörderischen Mißwirtschaft zu ersinnen, anstatt blutrünstigen Kitsch über den Deutschen Kaiser und seine „viehischen Horden" zu schreiben?

Über-Franzosen.

Die „Librairie Payot" in Paris kündigt mit lautem Trommelwirbel das Erscheinen einer Broschüre „Je reviens d'Allemagne" an. Der Verfasser, Georges Verdène, zeichnet als Spezialkorrespondent des „Temps": also — so denke ich mir — möglicherweise eine halbwegs sachliche, politisch gedachte Schilderung der Zustände in Deutschland. Ich gehe in eine Buchhandlung, kaufe das Heftchen und blättere darin. Und sehe, daß der „Temps" und sein Korrespondent sich genau auf demselben Niveau bewegen wie die übrigen. Nur daß die unglaublich ordinären Beschimpfungen alles Deutschen, die das hervorstechendste Kennzeichen der französischen Kriegsliteratur und Zeitungsproduktion sind, in der Broschüre Verdènes fehlen. Aber wie alle anderen,

fehlt auch ihm die Gabe des unbefangenen Sehens und Hörens völlig. Er sieht nicht, weil er nicht sehen will; er sieht nur, was er sehen will. Er schreibt nach vorgefaßten Ideen, nach einem vorgefaßten Plan; und dieser Plan besteht einfach darin, den Deutschen just diejenigen Eigenschaften und Mängel zuzuschreiben, die notorisch den Franzosen anhaften: die Furcht vor einer tödlich langen Dauer des Krieges; dabei eine sonderbar anmutende, hohle Ruhmredigkeit; die Verbreitung falscher Siegesnachrichten; die „graubärtigen" deutschen Soldaten; die „kindischen Selbsttäuschungen", denen die Deutschen sich hingeben; ihr „krankhafter Stolz"; ihre perversen Ideen von Vernunft und Gerechtigkeit. Ja, sogar der „Dieu allemand", zu dem die Deutschen beten, daß er ihnen den Sieg verleihe, ist Herrn Verdène ein Gegenstand des Spottes ...

Die Broschüre dieses Herrn ist gewiß kein hervorragendes politisches Erzeugnis; dennoch regt sie zu ernsten politischen Erwägungen an, die freilich in einer ganz anderen Richtung liegen, als Verdène ahnen oder wünschen mag. Herr Verdène ist — und das ist für seine Schrift bezeichnend — gar kein Franzose, sondern ein Schweizer. Aus der Westschweiz allerdings. Und die Westschweizer fühlen beinahe französischer als die Franzosen. Oder gehaben sich doch so. Auf meinen Reisen nach und von Paris habe ich in dem Punkt allerlei Merkwürdiges gesehen und erlebt.

Vom Osten gerechnet, fängt Frankreich eigentlich schon in „Fribourg" an.

Fribourg! Das deutsche „Freiburg" hört man in der Schweiz kaum noch. Die Fahrpläne der Schweizer Bundesbahnen kennen nur ein Fribourg, und während sie von der Ostgrenze bis Bern rechts und links die Vermerke „an" und „ab" tragen, heißt es, von Fribourg angefangen, westwärts „arrivée" und „départ"; auf einem und demselben

Fahrplan natürlich. Damit ist die Sprach- und Gesinnungsgrenze, die die Schweiz in zwei Hälften teilt, sozusagen bahnamtlich gekennzeichnet. In der Ostschweiz ist man nicht durchweg deutschfreundlich; das Bemühen, eine streng neutrale Haltung zur Schau zu tragen, nimmt häufig eine Form an, die einer kalten Gesinnung gegen Deutschland sehr ähnlich ist. Spittelers Züricher Rede hat zur Dämpfung etwaiger deutschfreundlicher Gefühle leider sehr erheblich beigetragen. Von Fribourg an über Lausanne und Genf hat sie ihren triumphierenden Einzug in Frankreich gehalten. Sie wird in der Westschweiz und in Frankreich als ein wertvolles Kulturdokument, als die flammende Anklageschrift eines Deutschen gegen Deutschland eingeschätzt. Sie hat mehr Unheil angerichtet, als man in Deutschland weiß. In den Händen der Westschweizer und der Franzosen ist sie eine starke moralische Waffe gegen uns geworden. Spitteler hat uns mit Dieben und Einbrechern verglichen: „le peuple cambrioleur“ ist seither ein Klischee in den Blättern der Franzosen und der Schweizer Über-Franzosen geworden. Mit dem Ursprungsattest: selon le grand poète allemand Spitteler.

In der Ost- und Mittelschweiz, sage ich, ist man bemüht, sich streng neutral zu zeigen, und unterdrückt wohl, damit dieser Eindruck nicht getrübt werde, hie und da völkische Sympathien. In der Westschweiz, von Fribourg an, gibt man sich keine solche Mühe. Da ist man offen, hemmungslos, fanatisch franzosenfreundlich und deutschfeindlich. In Genf hatte ich förmlich die Empfindung, in Feindesland zu sein. Ich würde keinem Deutschen oder Österreicher raten, in einem Genfer Lokal deutsch zu sprechen oder gar eine deutschfreundliche Gesinnung zur Schau zu tragen. Im großen und eleganten Café du Nord, wo ich mit einem Kollegen einige deutsche Worte wechselte, war ich das Ziel wütender Blicke und gehässiger Bemerkungen; ein Gast in

meiner Nähe fing ostentativ an, das französische Communiqué zu verlesen und von den deutschen „atrocités“ zu sprechen, über welche die französische Regierung eben den berüchtigten Lügenbericht veröffentlicht hatte. Der Genfer Journalistenverein, dem auch die Korrespondenten deutscher und österreichischer Blätter angehörten, ruft eine Sondersitzung ein, zu der diese Korrespondenten nicht eingeladen werden, und beschließt die Absendung eines sehr herzlichen Sympathietelegramms an den belgischen Ministerpräsidenten Marquis de Broqueville. Zwei deutsche Journalisten, die in ein Lokal am Quai du Rhône gehen, um dort bei einem „chope“ ihre Telegramme zu redigieren, werden aufgefordert, sich einen anderen Ort für ihre Tätigkeit auszusuchen. Der Genfer Korrespondent des Pariser „Journal“ (rue Arquebuse) erzählt seinen Kollegen, er hätte von meiner Ankunft in Paris gehört, kaum als ich dort eingetroffen war; ich sei als Arbeiter verkleidet auf der gare de Lyon eingetroffen und hätte mich im Arbeiter- und Apachenviertel Belleville eingemietet, natürlich in der Absicht, zu spionieren. Der Mann — ein Westschweizer, wie man mir sagte — wußte natürlich, daß man mich, falls diese ebenso alberne wie perfide Unwahrheit bis Paris dränge (und dafür konnte er selbst sorgen), dort kurzerhand erschießen würde; aber qu'importe? Ein „Boche“ weniger... Weit schwerer als diese privaten Äußerungen eines glühenden Deutschenhasses in einem offiziell neutralen Lande wiegt ein militärischer Vorfall, der sich in einer Stadt des Kantons Wallis zugetragen hat. Es ist augenblicklich nicht opportun, darüber zu sprechen; man kann sich in der deutschen Öffentlichkeit mit der Tatsache begnügen, daß die schweizerische Bundesregierung energisch eingegriffen und die Urheber des versuchten militärischen Neutralitätsbruches gebührend bestraft hat. Wie denn die amtliche Schweiz in der überaus schwierigen Lage, in die sie durch den Krieg geraten ist, sich

nach allen Seiten hin einer nicht genug anzuerkennenden Korrektheit befleißigt.[1]

Der Ruck nach rechts.

Während ich mich im Buchladen nach anderen Neuerscheinungen umsah, führten in meiner Nähe ein Angestellter des Geschäfts und eine ältliche Dame, augenscheinlich eine nahe Verwandte, ein lebhaftes Gespräch. Und ich, in dem noch die unartige Glosse Verdènes über den „Dieu allemand“ nachklingt, höre ein wenig schärfer hin; denn ich habe aus einigen Wendungen der Unterhaltung entnommen, daß von der Religion die Rede ist. Die beiden erregten sich über den wachsenden Einfluß des Klerikalismus auf die französische Politik, auf die französische Gedankenwelt. Ich erfahre da, daß der Enkel Rénans als Feldprediger in der Front gefallen ist. Der Enkel des verwegensten Freigeistes!... Daß man in den Hospitälern den Soldaten zwar keine ausreichende Pflege angedeihen läßt, daß sie aber dafür geweihte Medaillen erhalten. Daß in der Armee eine regelrechte klerikale Propaganda betrieben wird, so daß die „Humanité“ bereits von der Notwendigkeit sprach, „de laïciser le front“. Daß seit dem Kriegsausbruch besondere Erlaubnisscheine an Offiziere und Mannschaften ausgegeben werden, durch die die Betreffenden für gewisse Stunden vom Dienst dispensiert werden, um die Messe besuchen zu können. Und daß von diesen „permissions“ ein auffallend starker Gebrauch gemacht wird.

---

[1] Dieselbe Energie hat die schweizerische Regierung u. a. auch bei den bedauerlichen Vorgängen an den Tag gelegt, die sich am 15. und 16. März in Freiburg abspielten. An diesen beiden Tagen fanden gröbliche deutschfeindliche Ausschreitungen in Freiburg statt. Eine lärmende Menge zog vor das Haus eines reichsdeutschen Freiburger Universitätsprofessors, warf Steine in die Fenster und überhäufte ihn mit Schmähungen. Auch auf der Straße wurden reichsdeutsche Professoren beschimpft.

Die Matrone ist im Militärhospital von Dijon gewesen, wo ein Neffe von ihr seit mehreren Monaten verwundet liegt. Sie hat von ihm gehört, daß seit seiner Einbringung fast ein Drittel des Personals entlassen und durch Mönche und Nonnen ersetzt worden ist. Die Leitung des Hospitals liegt in den Händen einer Nonne, die den Titel Superiorin führt. Jeder neue Ankömmling wird scharf nach Religion und Bekenntnistreue ausgefragt. Man will wissen, ob er, seine Frau und seine Kinder gläubige Christen sind, man verlangt Beweise; und je nach ihrer Gläubigkeit wird ihnen die Pflege zugemessen. Die besten Krankenwärterinnen kündigten empört den Dienst, da man sie, sofern ihre Frömmigkeit der Superiorin nicht genügte, en canaille behandelte. (Die „Humanité" behauptet, ein ganzes Dossier solcher Fälle zu besitzen.)

Die alte Dame hat aber noch andere Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt. In Frankreich, sagt sie, wird viel, sehr viel für die Verwundeten getan; es existieren Vereinigungen zu Hunderten, die sich mit großer Hingabe dieser patriotischen Aufgabe widmen. Aber sie sind entweder schlecht organisiert, arbeiten unwirtschaftlich, ohne Buchführung, ohne Kontrolle, lassen sich beim Einkauf übervorteilen, wissen nie, ob ihre Liebesgaben auch voll und richtig verteilt werden; oder aber sie liegen (wie der „Bon accueil" auf dem Nordbahnhof) in zweifelhaften Händen, an denen ein erheblicher Teil der Einnahmen kleben bleibt; viele dieser Vereinigungen sind auch — heimlich oder offen — Propagandastätten der Geistlichkeit, die auf den religiösen und politischen Seelenfang ausgeht. Die Hintermänner der „Action française" verteilen unter den Soldaten in vielen Tausenden von Exemplaren Flugblätter, auf denen die Wochenliste der Heiligen und phantastisch aufgeputzte Geschichten aus den glorreichen Zeiten der französischen Könige zu lesen sind. Vor dem Kriege, meinte die alte Dame

zornig, wäre dergleichen ebensowenig erlaubt und möglich gewesen, wie die „permissions“ zum Messebesuch oder die Auslieferung eines der größten Militärhospitäler Frankreichs an die Geistlichkeit.

Aber freilich ... Herr Poincaré sieht diesem Treiben mit Wohlgefallen zu, und Herr Viviani drückt ein Auge zu; und die cléricaux wittern Morgenluft. Parallel mit dieser Äußerung eines erstarkten Klerikalismus sind die Kundgebungen starker Zuversicht aus den Reihen der Monarchisten. Herr Arthur Meyer, der Leibjournalist des Herzogs von Orléans, und der Bonapartist Jules Delafosse stehen an der Spitze der wiedererwachten antirepublikanischen Bewegung. Namentlich der letztere führt mit wachsender Energie einen heftigen Feldzug gegen den Parlamentarismus und die republikanisch-sozialistische Regierung. Der Deputierte, behauptet er, ist seinem Wesen nach ein Geschöpf, das eine Gefahr für die Ordnung und den Frieden bildet; und das Palais Bourbon ist, gleichfalls nach Delafosse, ein düsterer Ort, in dem die bösartigsten Leidenschaften gären, wimmeln, sich gegen das Wohl des Landes verschwören ... Und die Republik? Sie begeht unaufhörlich die schlimmsten Verbrechen an dem Vaterlande; sie ist eine Staatsform, die es zynischen Politikern erlaubt, die Staatsgewalten und die Staatsgelder zu politischen Werkzeugen zu machen. Das sind die Leitmotive der Beredsamkeit dieses sehr zielbewußten Agitators, dessen oberflächliche, aber packende Dialektik auf die breiten Massen große Wirkung ausübt. Und den man jetzt reden läßt, weil Poincaré die Reaktionäre braucht, weil man sich nicht getraut, sie derb anzupacken; denn man befürchtet, sie könnten die im Volk gärende Unzufriedenheit in antirepublikanische Kanäle lenken. Außerdem leistet der Klerikalismus den Regierenden und den Armeeführern insofern gute Dienste, als er von der Kanzel herab immer wieder den Haß gegen Deutschland schürt. So lebt die

Republik, lebt die Regierung des Herrn Viviani zwischen der unausgesetzten scharfen Kontrolle des republikanischen Bulldoggs Clemenceau und den umstürzlerischen Tendenzen der Klerikalen und sonstigen Reaktionäre ein höchst unbehagliches Leben.[1]

Die Besessenen.

Place de l'Opéra. Rechts vom Opernhause erhebt sich ein großes, halbrundes Gebäude, in dem sich die französische Geschäftsstelle einer sehr bekannten Schweizer Großfirma befindet. In diesen Bureaus wollte ich einen der Abteilungschefs, einen Franzosen, aufsuchen, um mir von ihm einiges über den riesenhaften Betrieb jener Firma erzählen zu lassen. Sie gehört der Lebensmittelbranche an, und ich hätte von dem Franzosen gern etwas über die Verpflegung von Paris in den Kriegszeiten gehört.

Die Bureaus waren geschlossen. Das elegante Gebäude hat neben dem concierge noch einen portier, oder, wie er sich lieber nennen hört, einen „administrateur". Einen recht leutseligen Herrn, der sich von seiner Würde nicht abhalten ließ, meine Frage, was aus der Firma geworden sei, mit wünschenswerter Ausführlichkeit zu beantworten.

Ich erfuhr da Erstaunliches. Die Firma, die einen Weltruf besitzt, war in aller Form von den Behörden als eine „organisation de l'espionnage" gebrandmarkt worden. Der

[1] Ein sehr beredtes Anzeichen des Anwachsens der reaktionären Strömung liegt auch in der Tatsache, daß lediglich die nationalistisch-monarchistischen Zeitungen einen Zuwachs an Lesern zu verzeichnen haben. Viele Pariser Blätter haben bald nach dem Kriegsausbruch ihr Erscheinen eingestellt, andere, wie der Matin und das Journal, haben den größten Teil ihrer Leser eingebüßt. Dagegen hat die Zahl der Leser des Echo de Paris, des Figaro und des Gaulois sehr erheblich zugenommen, die des Echo de Paris sich sogar versechsfacht (von 100,000 auf 600,000).

Seinepräfekt hatte mit Order vom 1. Dezember 1914 die Entfernung und Zerstörung ihrer Lichtreklamen und Emailschilder angeordnet. Schon früher, am ersten Mobilmachungstage, hatten die Apachen von Paris, die in Lumpen und die im Cutaway, auf behördliche Aufmunterung hin alle Verkaufsstellen dieser Firma, über vierhundert, kurz und klein geschlagen. An der Spitze dieser „Action française" hatte sich Herr Léon Daudet, der Herausgeber des gleichnamigen Blattes, gestellt. Der Krieg begann in Frankreich mit Plünderungen größten Stils unter den Augen der Behörden. Der Herr Administrateur erzählte mir, am Nachmittage des 1. August und am darauffolgenden Tage seien außer diesen vierhundert Schweizer Läden auch das Schuhgeschäft Salamander in der rue Sébastopol, die Brasserie Pschorr, eine Apotheke in der rue de la Seine, das „Café France" vor dem Bahnhof St. Lazare und über hundertfünfzig Kolonialwaren- und andere Läden ausgeplündert und zerstört worden, und die Polizei habe die Banditen ruhig gewähren lassen. Volle zwei Wochen hätten diese Raubzüge und Verwüstungen, deren Opfer häufig auch waschechte Franzosen waren, angedauert. Viele Hunderte französischer Geschäftsleute hätten sich, um dem gleichen Schicksal zu entgehen, von den Bezirksbehörden bescheinigen lassen, daß sie kein ausländisches Personal beschäftigen, und hätten diese Bescheinigungen vor ihren Geschäften anschlagen lassen. (Viele solcher Anschläge waren noch sichtbar, als ich in Paris war.)

So weit der Herr „Administrateur", der im übrigen auch die Güte hatte, mir die Privatadresse des Franzosen, den ich besuchen wollte, anzugeben. Die ergänzenden Mitteilungen dieses Mannes waren so verblüffend, daß ich eine Geste des Zweifels nicht unterdrücken konnte.

„Sie glauben mir nicht? Sie denken, ich übertreibe?" fragte er. „Hier" — er holte einen umfänglichen Brief-

ordner herbei — „hier ist die Korrespondenz, die ich mit der Schweizer Zentrale über diese Vorgänge geführt habe. Hier sind die Schriftsätze in dem Schadensersatzprozeß, den die Firma gegen die französische Regierung angestrengt hat. Lesen Sie doch, bitte."

Ich las, und ich hatte während des Lesens die Vision eines Tollhauses, in dem geistig Verrenkte bizarre Sprünge ausführen.

Es wurde dem Schweizer Welthause vorgeworfen, es habe auf der Rückseite seiner vielen Tausende von Emailleschildern Orientierungspläne anfertigen lassen, in denen die strategisch und militärisch wichtigen Punkte und Anlagen, Festungen, Pulvermagazine, Depots usw. des jeweiligen Stadtbezirks genau angegeben waren, so daß die Deutschen bloß diese Emailleschilder abzuschrauben brauchten, um in den Besitz aller militärischen Geheimnisse von Paris zu gelangen. Auch auf der Vorderseite dieser Schilder sollten sich geheime Erkennungszeichen befinden. Die großen Reklamen der Firma in den Giebelfüllungen zahlreicher Häuser, insbesondere eines Gebäudes in der Nähe des Bahnhofes St. Lazare, sollten ein perfekt ausgearbeitetes System von Signalen aufgewiesen haben, die bestimmt gewesen seien, den deutschen Zeppelinen und Tauben als Wegweiser für Bombenwürfe zu dienen. Dieses System der Tagessignale sei ergänzt worden durch sorgfältig abgestufte nächtliche Signale, deren Aufblitzen die Herren Daudet und Genossen namentlich in der Umgebung des Nord- und des Ostbahnhofes „über hundertmal" beobachtet haben wollen: „Feuerscheine, ganze Serien von Feuerscheinen", wie es in einer gerichtlichen Bekundung Daudets heißt, „die sich von den Boulevards de Grenelle und du Quartier de la Glacière in der Richtung der Rue Théophile-Gautier bis Auteuil erstreckten. Auch auf den Abhängen von Meudon-Bellevue sind von Zeit zu Zeit eigentümliche Lichter aufgetaucht."

Noch mehr. Die Schweizer Firma unterhielt in Frankreich eine größere Anzahl von Betriebszentralen und Verteilungsstellen (ramassages), von denen aus die Ware nach Paris in die vierhundert und so und so viele Verkaufshallen gesandt wurde. Es wurde behauptet und beschworen, diese ramassages seien vorsätzlich in Orte verlegt worden, die für Frankreich von militärischer Wichtigkeit seien, und an diesen Orten sei jahrelang eine methodische Spionage betrieben worden.

Nun kommt aber erst der Gipfel. Daudet und Konsorten behaupteten und beschworen, in den algerischen Küstenstädten Bone und Philippeville hätten im August 1914 die Giebelreklamen der Schweizer Firma den Geschützen der „Goeben" und der „Breslau" die wirksamsten Bahnen, die sichersten Ziele gewiesen!

„Un tas d'aliénés", sagte ich achselzuckend, nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte.

„Ja, wenn es sich nur um diesen ‚Haufen Geisteskranker' handelte, wäre es nicht schlimm", entgegnete der andere. „Sie ersehen aber aus der Zerstörung unserer vierhundert Läden, daß diese Menschen das ganze Volk anstecken. Und vergessen Sie nicht, daß der Anstoß zu diesem Zerstörungswerk von den Behörden, von der Seinepräfektur, ausgegangen ist. Dieselbe Behörde hat nicht nur den Denunziationen gegen uns, sondern auch gegen andere große Firmen, sogar französische, ein williges Ohr geliehen. So gegen das photographische Atelier ‚Helios' in der Rue de Bondy und gegen die lediglich von Franzosen geleitete Pariser Niederlage der berühmten deutschen optischen Fabrik Z. in der Rue aux Ours. Diese Geschäfte sollten — wie Daudet und Genossen behaupteten — von deutschen Spionen nur so gewimmelt haben. In behördlichen Berichten, die irgendwie den Weg in die Öffentlichkeit fanden, wurden wahre Sherlock-Holmes-Geschichten von dem Treiben dieser

Spione — natürlich lauter deutsche Offiziere — erzählt, die in operettenhaften Verkleidungen und unmöglichen Berufen die Sicherheit Frankreichs unterwühlten. Es gibt nichts, einfach nichts auf diesem Gebiete, was die Franzosen nicht aus voller Überzeugung glauben. So hat man sie in eine sinnlose Wut, in einen Denunziantenwahn hineingehetzt, der alle Grenzen des Denkens und der Menschlichkeit längst hinter sich gelassen hat. Es könnte einem leid tun um dieses begabte Volk."

In der Tat, es könnte einem beinahe leid tun. Was soll man dazu sagen, wenn man vernimmt, daß Französinnen, die mit Deutschen verheiratet waren, ihre Männer als Spione denunziert und den Militärbehörden ausgeliefert haben? Daß heute noch Dutzende von Fremden täglich auf anonyme Anzeigen hin von agents de sûrété aus ihren Hotels geholt und zum nächsten commissaire de police geschleppt werden, wo sie im allergünstigsten Falle mehrere höchst unangenehme Stunden zubringen? Auch ich weiß ein Lied davon zu singen, habe die auf den Schuldbeweis zugespitzten Fragen und Drohungen des Kommissärs parieren müssen, und mehr als einmal sah ich mich im Geist bereits auf dem Wege in die maison d'arrêt neben der Polizeipräfektur. Es war mein Glück, daß „mein" Kommissär einige Tage zuvor von seiner vorgesetzten Behörde einen derben Rüffel erhalten hatte, weil er einen angesehenen Italiener als spionageverdächtig hatte einsperren lassen. Er hatte den italienischen Großkaufmann für einen — deutschen Jornalisten gehalten . . . Das machte ihn vorsichtig, und so ließ er es in meinem Falle nach scharfem Verhör schließlich bei stechenden Blicken und Eventualdrohungen bewenden. Die Sache war für mich — gerade für mich — sehr günstig abgelaufen. Denn meine Papiere entsprachen keineswegs den bestehenden, überaus strengen Vorschriften, und wenn der Kommissär die Wahrheit geahnt hätte, so würde man

mit mir vermutlich ebenso kurzen Prozeß gemacht haben wie mit so vielen anderen, die man als „der Spionage dringend verdächtig" ohne jede Beweiserhebung, ohne viel Federlesens an die Wand gestellt hat. Aber auch in weniger aufregenden Fällen pflegt die Vernehmung eines Verdächtigen sich für ihn sehr unerfreulich zu gestalten. Ich habe mir sagen lassen, daß die polizeilichen und gerichtlichen Behörden das Ersuchen eines „coffré" (Eingesperrten), seine Gesandtschaft oder Botschaft von seiner Verhaftung zu benachrichtigen, sehr häufig wochen- oder gar monatelang „vergessen". Ebenso kommt es gelegentlich vor, daß ein Verdächtiger kurzerhand nach dem Süden abgeschoben wird, ohne Prozeß, ja ohne vorherige Benachrichtigung.

Der barste Sinn für Recht, die ersten Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, die leisesten Keime der Menschlichkeit sind in dem Verfolgungswahn erstickt, der wie eine infektiöse Krankheit das moralische Mark dieser Nation zerfrißt, der nicht nur ihre Seele, sondern auch ihre Intelligenz überwuchert. Man faßt sich an den Kopf, wenn man hört, mit welch kindischen, unsachlichen Allgemeinheiten die Franzosen in ihren Gesprächen das furchtbare Zeitproblem erörtern, wie kindisch sie sich in ihrer Kritik der Ereignisse und der Persönlichkeiten und gar erst in ihrem Schimpfen auf die Deutschen gehaben. Ihr haßerfüllter Verfolgungswahn kleidet sich in die „geschichtliche" Formel, Deutschland habe diesen Krieg nur angefangen, um Frankreich endgültig zu vernichten, denn Deutschland halte die „Erledigung" Frankreichs für seine geschichtliche Mission. Das denkt und sagt nicht etwa der Mann von der Straße, das sagen die Professoren und Politiker, und jeder glaubt's, wenn ihm „an der Hand der Geschichte" nachgewiesen wird, wie Deutschland im Laufe der Zeiten zielbewußt an der Erfüllung dieser Mission gearbeitet hat. Sogar in Vorlesungen und Artikeln über ganz ungeschichtliche Dinge wird diese geschichtliche

Falschmeldung irgendwie eingeschmuggelt. So habe ich im „Musée social“, in der rue Las-Cases, einen Vortrag über Fragen der Volksernährung und Volkshygiene gehört, in dessen Verlaufe der Redner ganz plötzlich einen Sprung ins Politische machte und die ziemlich billige Prophezeiung vorbrachte, Deutschlands „ambition séculaire“ nach der Niederwerfung und Einverleibung Frankreichs werde nie in Erfüllung gehen. Und wieder zur Volksernährung übergehend, zitierte er unter dem johlenden Gelächter seiner Zuhörer einen Satz aus dem „Journal“, der etwa lautete: „In Deutschland gibt es 22 Millionen Schweine — von den anderen nicht zu reden.“

Geistvoll, gallisch — wie?

Die das Feuer scheuen.

Ich bin, wie ich gleich zu Beginn dieser Aufzeichnungen sagte, nach Frankreich keineswegs mit dem Vorsatz gereist, dort alles schlecht und verächtlich zu finden und tendenziöse Vergleiche mit deutschen Verhältnissen anzustellen. Ich habe vielmehr so manches, was mir in Paris unangenehm auffiel, mit französischen Besonderheiten, mit Eigentümlichkeiten des französischen Temperaments und mit der geschichtlichen Entwicklung des Landes zu erklären versucht. Es gibt aber im heutigen Frankreich schlimme Dinge — viele Dinge —, für die es einfach keine Entschuldigung gibt. Nicht etwa Kleinigkeiten, sondern Erscheinungen von hohem Belang, wichtige Symptome, die vom Einzelfall auf das Ganze schließen lassen.

Schon am ersten Tage meines Pariser Aufenthalts habe ich mich über die unverhältnismäßig große Zahl junger, kräftiger Leute gewundert, die mit „brassards“ (Armbinden) oder sonstigen Abzeichen in den Straßen spazierten oder in den Cafés saßen. Sehr zahlreich waren auch die

Privatautomobile, die vorn Trikoloren, Rote-Kreuz-Flaggen oder behördliche Kennzeichen trugen. Mr. Breckinridge, mein amerikanischer Mentor, wußte auch hierfür die richtige Erklärung.

„Sie wundern sich darüber, daß diese gesunden Burschen hier in der Hauptstadt das Holzpflaster treten, anstatt in der Front zu kämpfen, und daß so viele Luxusautomobile der militärischen Requisition entgangen sind?“

„Allerdings. Finden Sie es nicht verwunderlich?“

„Wären Sie sechs Wochen früher nach Paris gekommen, so hätten Sie zwanzigmal so viele tatenlose junge Leute und Automobile mit Trikoloren gesehen. Paris wimmelte förmlich von diensttauglichen Burschen, die sich um den Dienst drückten. Sie haben durch irgendwelche Protektion Anstellungen in verschiedenen Ministerien, städtischen Bureaus, Gasfabriken, Unterstützungsgesellschaften und ähnlichen Betrieben erhalten. Sie tun natürlich keine Arbeit, denn ihre Anstellung ist nur ein Scheinmanöver. Sie laufen in Paris herum zum größten Ärger derjenigen, deren Gatten und Söhne in Nordfrankreich verbluten.“

„Skandalös!“

„Dasselbe sagten auch die Pariser und hetzten den Kriegsminister so lange auf diese Burschen, diese „embusqués“ (im Hinterhalt Liegenden), bis Herr Millerand sich zum Einschreiten entschloß. Er hat Ärztekommissionen eingesetzt, die auf die „embusqués“ systematisch Jagd zu machen haben. Ihre Aufgabe ist es, alle bisher zurückgestellten Männer und das im Dienstalter stehende Personal öffentlicher Anstalten alle zwei Monate zu untersuchen. Seit dieser Verfügung des Kriegsministers sieht man weit weniger ‚Antimilitaristen‘ in Paris. Freilich immer noch genug, wie Sie sehen.“

„Und die Automobile?"

„Gehören reichen Leuten, die es — gleichfalls durch Protektion — durchsetzten, daß ihre Autos, als für „Heereszwecke" bestimmt, von der Requisition verschont blieben. Diese Automobilbesitzer ließen sich als ihre eigenen Chauffeure registrieren, und in den meisten Fällen wurden ihnen auch ein oder mehrere ‚Hilfschauffeure' bewilligt."

In diesem Augenblick fuhren (es war in der rue Royale) in rascher Reihenfolge drei bewimpelte Privatautomobile an uns vorüber, in denen Soldaten in Uniformen und — junge Mädchen saßen. Die Chauffeure trugen rote Binden um den linken Arm. Die Herrschaften in den Wagen waren ersichtlich sehr gehobener Stimmung.

Mr. Breckinridge, der meinen fragenden Blick auffing, belehrte mich, daß die eleganten jungen Herren in den Autos einberufene, aber „auf unbestimmte Zeit beurlaubte" Soldaten seien, die jetzt mit ihren jungen „Freundinnen" unzweifelhaft in irgendein fashionables Café führen oder von einem solchen kämen. „Einer der bekanntesten Pariser Rechtsanwälte," fügte er hinzu, „Maître Chenu, der früher Präsident der Anwaltskammer war, hat vor einigen Tagen ausgerechnet, daß man aus den ‚embusqués', die heute noch in Paris und in der Provinz herumlaufen, bequem ein Armeekorps bilden könnte."[1]

---

[1] Ein fanatischer Franzosenfreund, Diego Angeli, Pariser Korrespondent des „Giornale d'Italia", hat in einem langen Artikel seinem Erstaunen und Unmut über diese charakteristische Erscheinung lebhaften Ausdruck gegeben. Er schrieb u. a.: „Ich habe in diesen Tagen viele alte Freunde (in Paris) besucht, die Salons, wo man in Friedenszeiten mit großem Ernst die letzte Ehescheidung erörterte und mit vieler Grazie das neueste Bonmot besprach. Gewiß hindert der Mangel an Dienstpersonal augenblicklich noch die früheren Schaustellungen mit großen Empfängen und Diners. Die Paradegemächer sind noch geschlossen. Die Dame des Hauses empfängt nur in ihrem Boudoir. Wenn auch der Lakai in Livree

In dieselbe Kategorie von „Patrioten“ reihen nicht nur der grimme Clemenceau, sondern auch weit ruhigere und auch politisch gemäßigtere Publizisten und Politiker diejenigen Elemente ein, die nach dem Kriegsbeginn aus Paris auf ihre Landsitze geflüchtet sind und dort den Winter verbringen. Dort lassen sie den Krieg Krieg sein, verstecken ihr Gold, beteiligen sich an keiner Anleihe und leben sorglos in den Tag hinein. Noch größeres Ärgernis geben den Parisern diejenigen wohlhabenden Leute, die der Hauptstadt den Rücken gekehrt haben, um in den feinen Hotels an der Riviera oder in den pyrenäischen Badeorten vor einem internationalen Publikum auf Frankreich, seine Regierung, seine Armee zu schimpfen. Es sind dies zumeist dieselben Leute, die mit der Regierung nach Bordeaux flohen, mit ihr aber nicht nach Paris zurückkehrten, sondern süd- oder südostwärts weiterreisten. Andere wieder sind aus Bordeaux in die Hauptstadt zurückgekehrt und besorgen dort ausgiebigst die Geschäfte der „Mießmacher“, die man in Paris „hannetons“, Maikäfer, nennt, vermutlich wegen des lästigen Brummens und Summens dieser Tiere. Diese Gesellschaft bildet, wie derselbe Franzosenfreund Angeli

---

fehlt und wenn sein Posten auch von einem altersschwachen Hausmeister und einer Kammerjungfer übernommen wird, so ist die Damen- und Herrengesellschaft, die sich einfindet, doch immer noch ziemlich zahlreich. In erster Linie finden wir hier die Drückeberger in Uniform vereinigt: junge Herren aus guten Familien, die zwar die Uniformen der Husaren oder Dragoner tragen, die aber in Wirklichkeit nichts weiter sind als Begleitmannschaften bei Autofahrten oder Funktionäre in irgendeinem Ministerium oder Adjutanten irgendeines alten Generals der Reserve, der niemals ins Feuer kommen kann. Mit ihren schönen neuen Uniformen bilden sie den Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung von seiten der Damen. Ja, diese Uniform gibt ihnen ein kriegerisches Aussehen, und man vergißt beinahe, daß darunter ein Drückeberger steckt. Diese Paradesoldaten tun immer, als ob sie Gott weiß was für das Vaterland opferten.“

sich ausdrückt, „die unheilvollste Gemeinde, die ein Land in der Kriegszeit heimsuchen kann.“[1]

Das Kapitel französischer Kriegsgeschichte, das die Überschrift „Bordeaux“ trägt, gehört gleichfalls zu denen, über die man in der Öffentlichkeit am liebsten Stillschweigen bewahrt. Es ist, wie ich später zeigen werde, sogar vorgekommen, daß französische Blätter, die Andeutungen über die skandalösen Vorkommnisse in Bordeaux machten, von den Behörden scharf gemaßregelt worden sind. An eine so alte, angesehene und auch gefürchtete Zeitschrift wie die „Revue des deux mondes“ hat man sich freilich nicht herangewagt. Dort hat der bekannte Publizist Henri Welschinger einen Artikel veröffentlicht, in dem er das Bordeaux von 1871 mit dem Bordeaux von 1914 verglich.

---

[1] „Zwischen 5 und 7 Uhr nachmittags, zwischen einer Tasse Tee und einer Tasse Schokolade bei irgendeinem Herrn Marquis, wird in der großen Werkstatt der unsinnigsten Gerüchte gearbeitet. Jene jungen Soldaten, die niemals das Feuer an der Front zu sehen bekommen haben, nutzen ihre Stellung bei einem General oder einem Minister aus, um den Glauben zu verbreiten, daß sie die intimsten Geheimnisse des Generalstabes ganz genau kennen. Und da sie in einer Welt von Unzufriedenen leben, haben sie, um sich bei ihren Freundinnen beliebt zu machen, immer die Meldung von einer schweren Katastrophe auf Lager. Es sind das dieselben Leute, die immer wieder von der Zerstörung der englischen Flotte und von der Tatenlosigkeit des französischen Kommandos zu erzählen wissen. Joffre gilt in ihren Augen gar nichts. Die Verbündeten kommen ihren Verpflichtungen nicht nach, und selbst Italien erscheint ihnen verdächtig. Außerdem sind alle diese Herrschaften, sowohl die Damen wie die Herren, große Bewunderer von Deutschland. Sie geben zwar zu und schicken es in ihrem Gespräch voraus, daß sie Deutschland hassen. Aber ... sie müssen anerkennen, daß Deutschland sehr groß, sehr mächtig, sehr schön und sehr stark ist, und sie können sehr ärgerlich werden, sowie ein Blatt ein wohlwollendes Urteil verbreitet, das der Kronprinz über das französische Heer gefällt hat. Der alte Snobismus zeigt sich hier wieder wie eine alte, schändliche Krankheit. In einem Augenblick, in dem alle Deutschland hassen, ist es nicht schick, der allgemeinen Meinung zu folgen. Darum bewundert man Deutschland.“

Man liest unschwer zwischen den Zeilen heraus, daß er längst nicht alles sagt, was er von dem frivolen und sittenlosen Treiben hoher Regierungsbeamter und berühmter Parlamentarier in öffentlichen und verschwiegenen Lokalen von Bordeaux weiß. Aber aus dem, was er sagt, lassen sich leicht Rückschlüsse auf das ziehen, was ihm patriotische Pflicht zu verschweigen gebietet. Er spricht von gewissen, sehr bekannten „restaurants à la mode", die allabendlich mit einer „clientèle importante" gefüllt waren, mit Herren, die „mehr an die ernsten Angelegenheiten des jetzigen Augenblicks, als an ihre eigenen Vergnügungen denken sollten". Diese Herren sind umgeben von einer „foule de femmes légères" und führen ein Leben wie „au pays de Cocagne", im Schlaraffenland. „Was liegt ihnen daran, daß man sich im Norden mit Kanonen beschießt, daß die Schlacht rast: das Toben des Massakers reicht nicht bis zu jenen glücklichen Gestaden..." In den „Chapon Fin", ein wegen seiner guten Küche und anderer guten Dinge berühmtes Lokal, dürfen selbst hochgestellte Herren nur eintreten, wenn der „gérant" sie kennt und wenn sie ihn zuvor von ihrem Besuche benachrichtigt haben. Und die Frauen und Töchter dieser hochgestellten Herren entfalteten in Bordeaux einen Toilettenluxus und zeigten sich öffentlich in solchen „décolletages hardis", daß der treffliche Pfarrer einer Parochie von Bordeaux sich veranlaßt sah, seinen weiblichen Zuhörern rundheraus zu erklären, daß er sie nicht zur heiligen Tafel zulassen werde, wenn sie in einer Kleidung erschienen, die mit der Heiligkeit des Ortes im Widerspruch stünde. „Tatsächlich", fügt Welschinger hinzu, „besteht ein peinlicher Kontrast zwischen diesem frivolen Aufwande und der Trostlosigkeit, die dieser Krieg ohne Ende über das Land bringt. Neben den leichtfertigen Kostümen so viele schwarze Kleider und Kreppühte! So viele Trauergewänder und lange, schwarze

Schleier, an denen man nicht ohne Ergriffenheit vorübergehen kann!" —

Auch eine andere Gruppe von Französinnen hat die zornige Unzufriedenheit weiter Kreise erregt, und dieser Unmut macht sich in den sozialdemokratischen Blättern wie in den Schriften streng bourgeoiser Schriftsteller gleich heftig Luft. Er gilt den Damen vom Roten Kreuz, über die sogar der „Aristokrat" (er gibt sich höchst aufdringlich als solcher) und Monarchist Ohnet die Schale seines Zornes ausschüttet. In der Verpflegung und Beförderung der Verwundeten, in der Fürsorge für die Soldaten herrschte, wie er zugeben muß, ein „désordre extraordinaire", und daran waren die Rote-Kreuz-Damen schuld, die sich in alles hineinmischen wollten. „Die ganze Welt ist sich einig über die Frivolität, die unruhige Geschäftigkeit, die Koketterie vieler dieser Damen, die in das Rote Kreuz nur eintraten, weil es zum guten Ton gehörte und weil man in den Komitees mit sozial hochgestellten Leuten zusammentraf. Daran, daß es auch Arbeit zu verrichten gebe, dachten diese Frauen nicht. Wie! Wunden verbinden, mit Instrumenten hantieren, Blut fließen sehen —! Die zarten Finger zitterten, die empfindlichen Augen trübten sich, und diese Damen flohen entsetzt von dannen. ‚Welches Glück!' riefen die Ärzte aus."

Ob „diese Damen" sich wirklich so betragen, wie Herr Ohnet (übrigens auch ernstere Publizisten) es schildert, oder ob man ihnen unbilligerweise die Schuld an den beispiellos erbärmlichen Zuständen im französischen Sanitätswesen in die Schuhe schieben will, das müssen „diese Damen" und ihre Ankläger schon untereinander ausmachen.

Der „Angliche".

Die „Gaîté Rochechouart" ist ein hübsches, kleines Varietétheater, besser gesagt, ein café-concert, in dem man kein

Eintrittsgeld erhebt, dafür aber sehr gesalzene Preise für die „consommations“ verlangt und erhält. Früher sprach man von diesem Lokal unter Lebemännern mit jenem vielsagenden Augenzwinkern, das mimisch von außergewöhnlichen Pikanterien erzählt. Jetzt, in der Kriegszeit, geht es dort nicht mehr ganz so ausgezogen zu. Der Patriotismus — oder sagen wir: die Notwendigkeit, sich den Zeitläufen anzupassen — beherrscht einen erheblichen Teil des Programms. Ich mußte die vier „verbündeten“ Nationalhymnen, die das Publikum stehend anhörte, über mich ergehen lassen. Dann kam eine „militärische“ Nummer: eine Groteske. In einer bunten Gesellschaft werden die Generalstabsberichte vom Tage verlesen und besprochen. Der französische: Pathos, Sieg, Heldenhaftigkeit und nochmals Pathos; geschwollener Unsinn und Selbstbetrug. Betäubender Applaus, natürlich. Der deutsche: ungefähr eine Druckspalte voll haarsträubendsten, kindischsten Unverstandes, des Inhalts etwa, daß der Kronprinz und Kluck sich fortgesetzt bis nach Berlin zurücksiegen. Johlendes Gelächter, dröhnender Applaus. Dann der englische; er ist in einer halben Minute verlesen und lautet etwa: „Von der Front nichts Wichtiges zu melden. Die Truppen des Generals French haben nach fünftägigen Kämpfen 300 Meter gewonnen.“ Endloses, wieherndes, stürmisches Gelächter, aus dem meine (vielleicht nicht ganz unbefangenen) Ohren deutlich scharfen Hohn heraushören wollten ... Dann wird die Debatte auf der kleinen Bühne gemütlicher; man unterhält sich von den französischen Helden früherer Tage, natürlich auch von dem unvergeßlichen Henri Quatre und seinen zahlreichen Siegen auf dem Schlachtfeld und in den — Alkoven. Eine ältere Dame tut prüde und meint geziert: „Er war doch ein très-mauvais sujet.“ Worauf ein Herr: „Er hat, wie kein anderer, gezeigt, daß man ein mauvais sujet und gleichzeitig ein bon roi sein kann.“ Das hübsche

Wortspiel war das Gescheiteste, was ich in den neun Tagen Paris zu hören bekommen habe.

Immerhin: der karikierte englische Tagesbericht in der „Gaîte“ ist auch nicht dumm. Er bringt knapp und schlagend zum Ausdruck, was die breiten Massen in Frankreich von den verbündeten Engländern (im Jargon der Straße „les Angliches“) denken. Diejenigen Zweifler in Deutschland, die etwa der Meinung sind, die Berichte über französisch-englische Verstimmungen und Reibereien seien übertrieben und nicht wörtlich zu nehmen, mögen sich beruhigen. Es herrscht tatsächlich auf beiden Seiten eine hochgradige Gereiztheit, von beiden Seiten werden Anschuldigungen gegen den andern Teil erhoben; Franzosen und Engländer schieben sich gegenseitig die Schuld an den Mißerfolgen zu. Die englischen Soldaten, die sich durchaus keinen Zwang auferlegen, sagen laut und offen, die Franzosen hätten sich im August nicht sonderlich mutig gezeigt, und diesem Mangel an Tapferkeit seien die damaligen schweren Verluste der Engländer zuzuschreiben. Dann fügen sie wohl herablassend hinzu: „Na, inzwischen haben sie sich allerdings sehr gebessert.“ Und zwei von der Front zurückgekehrte englische Offiziere erzählten in meiner Hörweite, Paris wäre verloren gewesen, wenn nicht die Engländer die Deutschen bei Compiègne zurückgedrängt hätten. „Die französischen Blätter“, fügte der eine unmutig hinzu, „haben natürlich von dieser englischen Hilfe nichts gebracht. Dafür haben die Witzblätter den Typus des englischen Offiziers mit dem Korsett unter dem Waffenrock und niedrigen, braunen Strandschuhen mit Schleifchen erfunden, wie er mit koketten kleinen Französinnen bei Ritz oder Ciro soupiert. Das hat in London viel böses Blut gemacht, let me tell you.“

Ich habe indessen alle Veranlassung, einem ausgezeichnet informierten Herrn zu glauben, der in meiner Gegen-

wart in einem kleinen Kreise erklärte, das gerade Gegenteil von dem, was die Engländer erzählen, sei der Fall: die Franzosen hätten alle Ursache, sich über die Engländer bitter zu beklagen. So habe Ende August General French eine von Joffre entworfene, überaus wichtige Rückzugslinie, die sich beinahe bis zu den Pariser Wällen erstrecken sollte, vollständig verdorben. Seine Truppen hätten sich zu schwerfällig bewegt, die Anordnungen Joffres seien von French teils absichtlich, teils durch Kopflosigkeit über den Haufen geworfen worden. Joffre habe damals, um die Engländer vor völliger Vernichtung zu bewahren, erhebliche Verstärkungen entsenden müssen, die jene Rückzugslinie gänzlich auseinanderbrachen. Der sonst nicht eben weiche französische Generalissimus soll vor Zorn beinahe geweint haben. Leider war der Herr, der diese interessante Mitteilung machte, nicht zu bewegen, Näheres über Ort und Zeit jenes Vorkommnisses anzugeben; denn er gehört dem diplomatischen Dienst einer neutralen Macht an und wollte, wie er erklärte, nicht mehr sagen, als was man sich in seinen Kreisen offen erzähle. Er ließ nur durchblicken, es sei um die Zeit gewesen, als Kitchener nach Frankreich kam, um eine Unterredung mit Joffre zu haben. In England wurde damals erzählt, Kitchener sei in das französische Hauptquartier gereist, um dem General Joffre zu erklären: wenn er, Joffre, nicht tun wolle, was man in England für das Beste halte, so werde er, Kitchener, alle englischen Truppen aus Frankreich zurückziehen. Der Diplomat gab uns jedoch eine ganz andere Version von dieser Unterredung. Danach hat Kitchener offen zugegeben, daß French den auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht entspreche, und dem General Joffre das Anerbieten gemacht, French durch einen anderen englischen General zu ersetzen. Darauf soll Joffre geantwortet haben: „Lassen Sie French nur hier. Jetzt kenne ich seine Mängel und Unzulänglichkeiten und kann mich

danach einrichten, so gut es geht. Wenn Sie mir einen andern schicken, so muß ich von vorn anfangen ...“

In Frankreich — zum mindesten in Paris — lebt man in der festen Überzeugung, daß England seinen pflichtgemäßen Anteil an den Aufgaben und Opfern des Krieges nicht leiste. Die große Masse des englischen Volkes betrachtet und behandelt ihn wie eine Art Kolonialkrieg, mit dem sich die Mietstruppen eben abzufinden haben nach der stillschweigenden Vereinbarung: wir bezahlen euch, und ihr habt dafür zu siegen.[1] Die englische Mittelklasse gibt ihre Söhne nicht für den Krieg her. Kitchener mag sich die Hände mit Aufrufen wund schreiben: der Kaufmanns- und Fabrikantenstand reagiert nicht darauf. Die Aristokratie und die arbeitenden Klassen tragen Trauer, Zehntausende namenloser Tommies, die aus den Reihen der Arbeitslosen stammen, ziehen nach Nordfrankreich in den Krieg; die mittleren Schichten halten sich abseits. In Frankreich, wo tatsächlich das Volk in Waffen steht, ist man über diesen englischen Egoismus aufs tiefste erbittert. Der Ingrimm muß sich schon sehr tief ins Volk eingefressen haben, denn die Zeitungen fangen an, dieser Stimmung Rechnung zu tragen. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß eines der größten Pariser

---

[1] Noch Ende März hat der belgische Sozialistenführer und Minister Vandervelde in einem Aufruf an die englischen Parteiführer „mit schmerzlichem Erstaunen festgestellt,“ daß auch ein großer Teil der organisierten englischen Arbeiterschaft den Krieg nur als eine Kolonial-Expedition auffasse. Ein Teil der englischen Arbeiter in den Munitionsfabriken streike, andere wollten keine Überstunden machen; ja, es sei sogar vorgekommen, daß in gewissen Waffenfabriken, in denen Belgier zusammen mit Engländern arbeiten, diese letzeren den Belgiern geraten haben, sich nicht zu sehr anzustrengen und ihre Arbeitskraft nicht zu sehr ausnutzen zu lassen. Vandervelde richtet an die englischen Arbeiterführer Macdonald, Keir Hardie und Anderson die dringende Mahnung, ihren Einfluß auf die Arbeiter geltend zu machen, deren Haltung der gemeinsamen Sache ernsten Schaden zufüge.

Blätter einen der bekanntesten französischen Publizisten, den es nach London geschickt hatte, von dort schreiben ließ, die Engländer schienen nicht zu wissen, daß Frankreich sich im Krieg mit Deutschland befindet. Er kleidete diese schwere Anklage allerdings in eine höflich-abschwächende rhetorische Form; sie wurde aber trotzdem in England nicht minder deutlich verstanden, als in Frankreich. Denn der „Angliche" ist wohl egoistisch, aber er ist nicht dumm.

Zu der Erbitterung der Franzosen gesellt sich die Furcht. Man braucht nicht lange in diesem hysterischen Lande zu leben, um zu entdecken, daß — neben dem maß- und grenzenlosen Haß gegen Deutschland — die Furcht, die seelische Depression eine jäh in die Augen springende Wesenseigenheit der französischen Seele von heute ist. Diese Seele wird unaufhörlich zwischen himmelhoch emporflammender, trunkener Hoffnungsseligkeit und schwärzester Melancholie hin und her geschleudert. Aber die Perioden des seligen Hoffens sind meist kurz und tauchen rasch in dem Dunkel der Entmutigung unter. Die Pariser Blätter, die ja — worauf ausdrücklich hingewiesen werden muß — keineswegs die Pariser Stimmungen widerspiegeln, sondern einen künstlich aufgepeitschten Optimismus zur Schau tragen, haben reichlich zu tun, um den immer wieder neu einsetzenden Depressionen entgegenzutreten. Diese Anfälle von Mutlosigkeit entspringen der sich immer weiter verbreitenden Erkenntnis, daß die neuen Armeen, die Joffre für seine große Offensive braucht, nur sehr schwer — wie viele glauben, überhaupt nicht — aufzubringen sein werden; denn es fehlt an Kaders, an Unteroffizieren, an den notwendigsten Formationen der Spezialwaffen. Vergeblich ruft Gustav Hervé täglich in seiner „Guerre sociale" nach neuen Kaders: wo sie hernehmen? Es ist schon viel, wenn es gelingt, die Regimenter, die schon an der Front sind, bei ihrer vollen Stärke zu erhalten. Um

der Wirkung dieser trüben Erwägungen entgegenzutreten, weisen die Blätter immer wieder auf die kommenden englischen Verstärkungen, auf das neue Dreimillionenheer Kitcheners hin. Aber das tun sie nun schon seit Monaten, und das französische Volk glaubt diesen Verheißungen nicht mehr. Sie erfahren durch das neutrale Ausland, daß das „neue Heer", das Kitchener auf die Beine bringen will, weder drei Millionen stark sein, noch, was Ausbildung und Ausrüstung betrifft, den Anforderungen, die dieser Krieg stellt, gewachsen sein kann. Diese Gewißheit, im Verein mit der unzulänglichen Hilfe, die England bisher geleistet hat, mit der anmaßenden Haltung der englischen Offiziere in Frankreich und mit der Besorgnis, daß England (alter Übung getreu) aus Nordfrankreich nicht mehr herausgehen werde, hat jene Gereiztheit gegen England geboren, die man bei uns nicht unterschätzen sollte.

Und, wie gesagt, auch eine nervöse Furcht vor den verhängnisvollen Folgen, die das Ausbleiben der erhofften englischen Verstärkungen nach sich ziehen müsse. Denn man macht, wie gesagt, in Paris kaum noch ein Hehl daraus, daß die realen Kraftfaktoren des Landes kaum ausreichen werden, den schließlichen Sieg herbeizuführen. Man lasse sich in Deutschland ja nicht durch die Fanfaronaden der französischen Presse, durch ihr prahlerisch zur Schau getragenes Siegesbewußtsein irreführen. Die wirkliche Stimmung ist, wenigstens in der Hauptstadt, ganz anders. Dort hofft man inbrünstig auf das blaue Wunder, das Joffre vollziehen werde, auf die englischen Verstärkungen, auf den rumänischen und italienischen Krieg gegen Österreich und Deutschland, auf die Revolution in Deutschland, auf den baldigen Hungertod Deutschlands, auf die halbe Million Japaner, die sich auf Deutschland stürzen werden — kurz, man hofft und verläßt sich auf alles, nur nicht mehr darauf, daß man aus eigenem Können den Sieg erringen

werde.[1] Man weiß in Frankreich zu viel von den unerhörten Mängeln der Organisation, von den krassen Unzulänglichkeit in allen Zweigen der Heeresverwaltung, von Korruptionsskandalen bei den Kriegslieferungen, von frierenden, schlecht verpflegten Soldaten, von Verwundeten, die zu Tausenden infolge völliger Vernachlässigung dahinsterben, und von den Zehntausenden von embusqués, die nicht nur nicht kämpfen, sondern sich als Verbreiter ungünstiger, entmutigender Nachrichten betätigen.

Kann es einen schärferen Hohn auf die Verwaltung geben, als die Tatsache, daß der Pariser „Figaro" aus eigenen Mitteln einem frierenden Zuavenregiment 4000 Paar Unterhosen stiftete, weil die zuständigen militärischen Behörden alle Klagen und Beschwerden des Regimentskommandeurs einfach ignorierten? Oder daß die Heeres-

---

[1] Ein schmähliches Beispiel dieser Denkart liefert der Professor Richet in einem Zeitungsartikel: „Das Ende durch den Hunger", in dem er behauptet, Deutschland werde am 1. Juni 1915 mit seinen Nahrungsmitteln fertig und dem Hungertode ausgeliefert sein. „Wozu brauchen wir den Kampf fortzusetzen?" fragt Richet. „Nur ein Wunder kann die Deutschen retten. Da wir („wir" ist köstlich!) rücksichtslos die Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland verhindern, werden wir in drei Monaten die Deutschen gezwungen haben, die Waffen zu strecken." Deutschland, fährt er fort, sei wie eine belagerte Festung, die sich aus Mangel an Nahrungsmitteln auf Gnade und Ungnade eines Tages werde ergeben müssen, und der um so schwerere Bedingungen auferlegt würden, je länger mit der Bitte um Frieden gezögert wird. Angenommen, sagt Richet, die Deutschen tragen noch einige Siege davon, es gelingt ihnen, Dünkirchen, Compiègne, Verdun und Warschau zu nehmen und ihre Unterseeboote zerstören jeden zweiten Tag ein englisches Schiff — wer wird ihnen bei alledem eine Million Tonnen Getreide geben? Und so viel brauchen sie. Deutschland wird fallen durch die Hungersnot. Durch die Kraft dieses Faktums wird Deutschland automatisch zur Unterwerfung gezwungen.

„So weit", ruft Karl Scheffler aus („Vossische Zeitung" 1915 Nr. 149), „ist es mit dem nationalen Ehrgefühl der Franzosen schon gekommen! Frankreich ist mit den beiden mächtigsten europäischen Staaten gegen

leitung in zahlreichen Fällen die Aufforderungen zur Leistung budgetmäßiger Lieferungen von Kleidung und Nahrung an Truppenteile einfach an die privaten patriotischen Organisationen verweist? Mir wird der Anblick unvergeßlich bleiben, der sich mir an einem bitterkalten Morgen im Faubourg St. Jacques bot, als ein Haufen stark reduziert aussehender belgischer Flüchtlinge und ein Trupp schlecht gekleideter, zähneklappernder Senegalesen die Nachbildung des Löwen von Belfort betrachteten. Die Afrikaner froren derart, daß sie selbst den armen Belgiern Mitleid einflößten. Was in den Gesprächen zwischen den beiden Gruppen an Betrachtungen über die Fürsorge und das Pflichtbewußtsein der leitenden Gewalten ausgetauscht wurde, habe ich nicht ganz verstanden; ich glaube mich aber dafür verbürgen zu können, daß es keine Begeisterungsausbrüche waren. Keine hundert Meter vom Löwenstandbild entfernt wohnt der frühere Minister Steeg. Und da fiel mir ein, daß ich acht Tage zuvor in einem westschweizerischen Blatt

---

Deutschland verbündet und hat auf seiner Seite auch noch das belgische Feldheer. Deutschland hat mit seiner halben Kraft Belgien erobert und das nördliche Frankreich okkupiert; mit der anderen Hälfte seiner Kraft entreißt es den russischen Millionenheeren Sieg auf Sieg. Lebte noch die alte gloire, so würden die Franzosen vor Wut schäumen, daß unser einer Arm sie und zwei andere Feinde fest zu Boden hält; sie würden einen verzweifelten Kraftaufwand, den Sieg oder eine ruhmvolle Niederlage fordern. Statt dessen argumentiert einer der Edelsten der Nation mit pfiffigem Augenzwinkern: militärisch können wir, drei Völker, gegen die halbe Kraft Deutschlands freilich nichts ausrichten; aber der Hunger! Mit feiger Zuversicht blickt man auf Englands Meerpolizei. Die Schamlosigkeit, sich dieser negativen Waffe zu rühmen oder zu dulden, daß ein Wortführer sich ihrer rühmt: die hatten wir den Franzosen nicht zugetraut. Wie ein Volk mit der Vergangenheit der Franzosen sich der Konkurrenzwaffe — nicht der Ritterwaffe — des Boykotts, laut als ihres letzten und einzigen Trumpfes rühmen mag, wo unsere Pflüge doch ihre Heimatserde furchen, wie die Soldatenehre so gering angeschlagen werden kann, das ist deutschem Empfinden unfaßlich."

ein Interview mit Herrn Steeg gelesen hatte, in dem dieser Staatsmann sich auf einem Flächeninhalt von 1¾ Spalten über die mustergültige militärische und zivile Organisation und über den unerschütterlichen Geist der Zuversicht, der die Nation beseele, verbreitete.

Nein, unerschütterlich ist in Frankreich nur der Geist der blague, der ewig währende.

Die Schere der Anastasia.

Unweit der russischen Botschaft in der rue de Grenelle befindet sich eines der größten Post- und Telegraphenämter von Paris, dessen Einrichtung, wie man mir im Hotel sagte, mustergültig sein soll. Ein Herr aus der Schweiz, mit dem ich Bekanntschaft geschlossen hatte, unternahm es, mich in dem Gebäude herumzuführen. Ich habe zwar nichts entdeckt, was den Einrichtungen der deutschen Post überlegen wäre (in unseren Briefträgerzimmern z. B. sieht es weit ordentlicher aus und die Beamten machen weniger Lärm; auch der Schalterdienst spielt sich bei uns viel ruhiger ab); dafür aber habe ich einen Mann kennen gelernt, von dem ich, wenn es auch nicht für mich bestimmt war, so manches erfahren habe, was uns in Deutschland stark interessieren müßte.

Auf einem der Gänge, die zum Telegraphenamt führen, wurde mein Begleiter von einem sehr verärgert dreinsehenden Herrn gegrüßt. Gegenseitige Vorstellung. Der dritte war der Pariser Korrespondent (oder sonstwie ein Vertreter) des Blattes „L'Indépendant des Pyrénées-Orientales“, eines der ältesten und angesehensten französischen Provinzblätter. Und die Ursache seines Ärgers, der sich in starken Vokabeln Luft machte, war, daß sein Blatt auf Anordnung der Zensur für die Dauer von acht Tagen unterdrückt worden war. Die Sache lag schon zwei oder drei Wochen zurück, aber

der Groll des temperamentvollen Südfranzosen loderte mit ungeschwächter Heftigkeit weiter. Die sprudelnd hervorgestoßene Geschichte dieser Zensurmaßregel war in aller Kürze diese:

Im „Indépendant“ hatte der Deputierte Brousse einen oder einige Artikel veröffentlicht, in denen er aus eigener Beobachtung erzählte, wie sich mehrere Minister, viele Ministerialbeamte und Politiker in Bordeaux aufführten. Nach dieser Schilderung war ihr Lebenswandel mit dem Wort „skandalös“ noch viel zu milde gekennzeichnet. Er bildete das Stadtgespräch der Bürgerschaft von Bordeaux, die für dergleichen Ausschreitungen gar kein Verständnis besitzt, am wenigsten in diesen Kriegszeiten angesichts der niederschmetternden Tatsache, daß der Norden des Landes sich im Besitz des Feindes befindet. Die südfranzösische Presse rügte dieses Benehmen erst leise und behutsam (es wäre doch zu schlimm, wenn man in Deutschland davon erführe!), und als dies nichts half, in schärferer Tonart. Der Deputierte Brousse hat nichts Schlimmeres getan, als Dutzende von Zeitungen vor ihm, als Henri Welschinger, der in der „Revue des deux mondes“ darüber geschrieben hatte; er hat die Machthaber dringend aufgefordert, diesen Zuständen, die das Land vor aller Welt schwer kompromittierten, ein Ende zu machen. Die Wirkung dieser Aufforderung war, daß der „Indépendant“, wie schon gesagt, acht Tage lang nicht erscheinen durfte.

Ein anderes großes Blatt, dessen Namen mir entfallen ist, wurde, wie der erzürnte Herr mitteilte, gemaßregelt, weil es einen Brief des Herzogs von Orléans veröffentlichte, in dem dieser bat, in den Reihen der französischen Armee gegen den Feind kämpfen zu dürfen. Der energische Herausgeber des Blattes ließ indessen die Sache nicht auf sich beruhen. Er focht die Verfügung der Zensurbehörde an, und diese mußte schließlich den Rückzug antreten mit der

Erklärung, daß der Brief des Herzogs von Orléans nicht geeignet sei, die militärischen Interessen Frankreichs zu beeinträchtigen.

„L'Avenir du Puy-de-Dome" durfte zwei Tage lang nicht erscheinen, weil es der Pariser „Humanité" einen Bericht über die Stimmung im Elsaß entnommen hatte. Ein rein politischer Artikel, ohne die geringste Bezugnahme auf die militärischen Vorgänge. Er erschien der Zensur so gefährlich, daß das Blatt seinen Lesern nicht einmal den Grund der Maßregelung mitteilen durfte. Der „Avenir" schlug Lärm, machte die Sache beim Pariser Pressesyndikat anhängig, und dadurch wurde die Aufmerksamkeit der Franzosen erst recht auf den ursprünglichen „Humanité"-Artikel gelenkt. Denn die Beschwerdeschrift des Syndikats wagte man doch denn nicht zu unterdrücken. Es kam übrigens bei dieser Gelegenheit sozusagen offiziell heraus, daß die Zensur fast täglich Provinzblätter maßregelt, die hauptstädtische Artikel übernimmt, und umgekehrt.

Und damit zählte unser Begleiter eine Fülle anderer Beispiele auf, deren Wiedergabe hier viel zu weit führen würde, aus denen mit unwiderleglicher Bestimmtheit hervorgeht, daß das von Linksrepublikanern und Sozialisten regierte Frankreich einer politischen Zensur der drückendsten Art unterworfen ist. „Les ciseaux d'Anastasie", wie die Zensur im Jargon der Politiker und Journalisten genannt wird, zerschneiden nicht nur jede Nachricht, die militärische Bedenken erregen könnte,[1] sondern auch Informationen und Betrachtungen politischer Art, namentlich solche, die eine

---

[1] Die militärische Zensur in Frankreich ist von einer Strenge, die selbst in regierungsfreundlichen Kreisen lebhaften Unwillen erregt. Das Volk erfährt über die kriegerischen Operationen so gut wie gar nichts; es ist darauf angewiesen, auf den knappen Berichten des Kriegsministeriums Vermutungen aufzubauen. Es erfährt nie mit hinreichender Deutlichkeit, wo gerade gekämpft wird, welche Generale an den Kämpfen

Kritik der Regierung enthalten. Nicht nur die Mitteilungen des „Indépendant“-Vertreters, auch die täglich in zahlreichen Zeitungen (und zwar in ihren politischen Spalten) sichtbaren weißen Lücken legen Zeugnis davon ab. Es ist durchaus nichts Seltenes, im „Homme enchaîné“ Clemenceaus, in der „Guerre sociale“ Hervés, im „Intransigeant“ und anderen Blättern, trotzdem sie nur zweiseitig erscheinen, eine halbe bis dreiviertel Spalte, ja die ganzen Leitartikelspalten leer zu finden, und daneben eine Anzahl kleinerer weißer Stellen. Und das Bezeichnendste an diesem Zustande ist, daß die französische Regierung den Versuch gemacht hat, an die Spitze der Zensur einen — Sozialisten zu stellen! Herr Alexandre Varenne hat dieses „Ehrenamt“ freilich nur kurze Zeit bekleidet, nur so lange, bis die Parteileitung ihm begreiflich machte, daß die Leitung einer so — monarchischen Einrichtung sich mit den Grundsätzen des politischen Sozialismus nicht vertrage. Eine weitere Pikanterie, die freilich in Deutschland nicht sonderlichen Gefallen finden dürfte, liegt in der Zusammensetzung der Pariser Zensorenliste. Unter den zweiundzwanzig Herren, denen die Knebelung der hauptstädtischen Presse obliegt, finden sich die Namen Schwob, Haguenauer, Merzbach, Gunsbourg, Mayer, Hoeffting, Gsell, Lévy, Dollfus, Klotz und der schlecht französierte Moche. Ein bißchen viel abtrünniges Deutschtum . . .

Doch dies nur nebenbei. Das Wesentliche, für uns Interessante, für Frankreich Wichtige ist in den grimmigen Fragen zum Ausdruck gebracht, die der Vertreter des

beteiligt sind, wie man sich das Kriegsbild ungefähr vorzustellen hat. „Wir führen einen anonymen Krieg,“ ist die in Frankreich ständig wiederkehrende Klage. „Wann werden die Regierung und die Armeeleitung sich endlich dazu bequemen, uns als volljährige Menschen zu behandeln, die fähig sind, zu urteilen und zu verstehen?“ fragte noch ganz kürzlich der in Lyon erscheinende „Républicain“.

„Indépendant“ aufwarf, nachdem er seine Mitteilungen beendet hatte:

„Haben wir noch eine Demokratie? Wie lange wird es dauern, bis der Knebelung der Presse die Knebelung des Parlaments folgen wird? Sind die Hüter der Republik blind und taub? Sehen sie nicht, was vorgeht?“

Wohin?

Was in Frankreich vorgeht, verdient in der Tat, neben den Kriegsereignissen sehr aufmerksam verfolgt zu werden ... soweit man in Deutschland überhaupt davon Kenntnis erhält. Denn die erste und wichtigste Sorge der Dame Anastasia ist es ja gerade, den sehr bedeutungsvollen Prozeß, der sich seit Wochen und Monaten im politischen Organismus abspielt, vor der Außenwelt, ja vor Frankreich selbst sorgfältigst zu verbergen. Es war mir gegeben, einen kleinen Zipfel des Schleiers zu lüften, hinter dem bei schärferem Hinblicken die Vorboten einer kommenden Umwälzung sichtbar sind. Die politische Zensur ist nur ein Symptom, besser gesagt: das einzige bisher ans Tageslicht getretene Symptom einer neuen politischen Richtung, deren Endpunkt noch nicht abzusehen ist. Die Zensur ist der sinnfällige Ausdruck des immer deutlicher hervortretenden Bestrebens der republikanischen Machthaber, sich von der öffentlichen Kontrolle zu befreien.

Es ist in der politischen Welt Frankreichs längst kein Geheimnis mehr, daß Poincaré und das Kabinett Viviani hinter den Kulissen eine emsige Wühlarbeit betreiben, deren Ziel und Zweck die Einschränkung der parlamentarischen Gewalten ist. Georges Clemenceau ist nicht der einzige, der den Machthabern scharf auf die Finger schaut, aber er ist scheinbar der einzige, der den Mut hat, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß das Volk ihnen das tiefste Mißtrauen entgegen-

bringt und daß es alle Veranlassung dazu hat. Diesen trotzigen, starren Republikaner und seine giftige Zunge fürchtet manchmal sogar die Zensur; sie erlaubt ihm hier und da, öffentlich Dinge zu sagen, die kein anderer wagen dürfte.

Aber was Clemenceau in der ersten Januarwoche über gewisse Staatsstreichpläne Poincarés veröffentlichen wollte, hat die Zensur denn doch nicht durchgelassen, und Clemenceau mußte sich mit dem Bewußtsein begnügen, sie rechtzeitig durchkreuzt zu haben.

Von ganz einwandfreier Seite habe ich darüber in Paris folgendes erfahren:

Am 22. Dezember 1914 trat das französische Parlament zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, der am 12. Januar die Eröffnung der ordnungsmäßigen Session folgte. Nach der Verfassung muß die Parlamentssession fünf Monate dauern, und die Regierung muß sich zur Verfügung des Parlaments halten, so oft Kammer und Senat es wünschen. Die zahllosen Mißgriffe, die schweren Mängel der Organisation, die Günstlingswirtschaft, das Lieferantenunwesen, die unzulängliche Bekleidung der Soldaten, die unglaublich schlechten sanitären Einrichtungen im Felde und vieles andere, was der Regierung unaufhörlich zum Vorwurf gemacht wurde, hatten die Wirkung, daß die um Poincaré es für angezeigt hielten, sich die parlamentarische Kontrolle möglichst vom Halse zu schaffen. Ein Versuch, der vollkommen in der politischen Gedankenrichtung und den Endabsichten des sehr zweifelhaften Republikaners Poincaré liegt, und dem, wenn es geglückt wäre, noch weitere Versuche, in die Verfassung Bresche zu schlagen, folgen sollten. Zwischen Poincaré und den Führern der Rechten war bereits alles abgekartet, auch Viviani war, zum Teil wenigstens, in das Geheimnis gezogen worden. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht die reaktionär-klerikal-

monarchistische Presse in ihrem täppischen Eifer vorschnell durch eine regelrechte Kampagne gegen Parlament und Verfassung das stets wache Mißtrauen Clemenceaus und seines Anhangs geschärft. Es wird erzählt, daß Clemenceau damals mit Herrn Poincaré „Fraktur gesprochen", daß er ihm unter vier Augen Dinge gesagt habe, die den Präsidenten vor ohnmächtiger Wut krank machten ... Tatsache ist, daß Clemenceau seither sowohl in den Wandelgängen des Senats wie in seinem „Homme enchaîné" die Regierung und das Staatsoberhaupt mit Ausdrücken bedenkt, die nicht nur gegen die parlamentarische Höflichkeit verstoßen. Er sagt ihnen rückhaltlos, daß sie die nationale Verteidigung korrumpieren, daß sie die Soldaten frieren lassen, daß sie lächerliche „Eintagsbeamte" sind, die sich für Größen halten, nur auf ihr „Prestige" bedacht sind und darüber das Land vor die Hunde gehen lassen. Das berühmt gewordene Wort vom „Syndicat des insuffisances" ist noch der mildeste Spitzname, den er für den Präsidenten und die Regierung aufgebracht hat. Den beabsichtigten, durch ihn vereitelten Verfassungsbruch hält er ihnen, soweit die Zensur es erlaubt, in vorsichtigen Umschreibungen vor. Mit seinem reaktionäreren Kollegen, dem Senator Delahaye, ruft er der Regierung zu: Ihr wißt wohl, daß das Land nicht mit euch geht!

Ich glaube nicht, daß die beiden übertreiben. Nicht aus den Zeitungen, die nicht offen herausreden dürfen, wohl aber aus ganz unverblümten Gesprächen im Restaurant, in der Brasserie, im Theaterfoyer hört man ohne viel Mühe ein tiefwurzelndes Mißtrauen, eine grollende Unzufriedenheit mit der Regierung heraus; etwas, was an das ferne Rollen eines heraufziehenden Gewitters mahnt, was eine Vorahnung von einem umgekehrten Siebzig-Einundsiebzig aufdämmern läßt ... Mit verdächtiger Häufigkeit und Ungeniertheit wird der Name des Belgierkönigs Albert in Verbindung mit gewissen Möglichkeiten genannt ... Dieser

ganze übertriebene, überladene Kultus, der mit unverkennbarer Geflissentlichkeit mit König Albert in Frankreich getrieben wird, hat sicherlich eine mehr als sentimentale Bedeutung. Gallische Übertreibungen? Vielleicht. Sicher ist: die „Union sacrée" der Parteien, was wir in Deutschland den Burgfrieden nennen, ist ein stümperhaft zusammengeflicktes, inhaltloses Scheinwesen. Die klaffenden historischen Gegensätze zwischen den Parteien treten bei jeder Gelegenheit mit voller Schärfe hervor. Die beiden großen Gruppen stehen einander Gewehr bei Fuß gegenüber. Ein Sieg der deutschen Waffen wird, dessen bin ich sicher, für Frankreich noch ganz andere Folgen haben als etwa die einer Gebietsverringerung.

Wenn von den innerpolitischen Kämpfen in Frankreich, von der brüchigen und rissigen trêve des partis (Waffenstillstand der Parteien), von unterirdischer Gärung und der Wahrscheinlichkeit durchgreifender politischer Neubildungen die Rede ist, so steigt vor dem Auge des fernstehenden Beobachters die Gestalt eines Mannes auf, der, augenblicklich tief im Hintergrund stehend, berufen erscheint, bei der bevorstehenden Neuordnung eine wichtige Rolle zu spielen. Dieser Mann ist Joseph Caillaux.

In den Monaten, die dem Krieg vorangingen, hat sich zwischen Caillaux und Poincaré unter der Oberfläche ein Titanenkampf abgespielt, in dem der damalige Finanzminister durch die Schuld seiner Frau schließlich unterlegen ist. Es war buchstäblich ein Knalleffekt, der die Macht Caillaux' zerstörte: der Schuß, der am 16. März 1914 den „Figaro"-Direktor Calmette niederstreckte. Derselbe Schuß befreite den Präsidenten der Republik von seinem geschicktesten und rücksichtslosesten Widersacher und gab Herrn Poincaré die Freiheit wieder, sein großes politisches Ziel ungehindert zu verfolgen. Und dieses Ziel war — der Krieg mit Deutschland.

Der Name Poincaré war ein Programm. Er war der Führer der nationalistisch-militaristischen Bewegung, die bewußt auf den Krieg mit Deutschland hinarbeitete. Poincaré verdankte seine Wahl zum Präsidenten, wie man weiß, lediglich der werktätigen Unterstützung der französischen Reaktionäre, der Monarchisten, Ultramontanen, Nationalisten, durch deren Machenschaften bei der Wahl in Versailles die radikalen Republikaner überrumpelt wurden. Unter seiner Präsidentschaft erstarkten die reaktionären Elemente, denen er sich verschrieben hatte, erstarkten ihre kriegerischen Tendenzen. Man erinnert sich vielleicht, daß bei Beginn des Krieges alle Welt in Frankreich die Geistlichkeit, die Aristokratie, die rechtsstehende Bourgeoisie und die nationalistischen Offiziere für den Ausbruch dieses Krieges verantwortlich machte. Die reaktionäre Presse hat wiederholt den heuchlerischen Versuch gemacht, die Politiker und die Presse der republikanischen Linken zu einem Widerruf dieser Anklage zu veranlassen; es hat sich — begreiflicherweise — keine Feder gerührt, dieser Aufforderung nachzukommen.[1] Das republikanische Frankreich hat keine Veranlassung, bei der unvermeidlichen großen Abrechnung die wahren Schuldigen zu verheimlichen und zu schützen.

Der Mann, der der verhängnisvollen Kriegspolitik Poincarés und seiner Spießgesellen am kräftigsten entgegentrat, war Caillaux, zuletzt Finanzminister im Kabinett Doumergue, oder, wie es in und außerhalb Frankreichs allgemein bezeichnet wurde, „das Ministerium Caillaux, genannt Doumergue.“[2]

---

[1] Siehe u. a. den Artikel von Charles Maurras in der „Action française“ 1915 Nr. 76.

[2] Auf den Kampf Poincaré-Caillaux hat bald nach dem Kriegsausbruch einer der besten deutschen Kenner der inneren Politik Frankreichs, Herr Dr. Max Beer, in seiner Broschüre „Zar Poincarew. Die Schuld am Kriege“ (Berlin, A. Genter) hingewiesen. Herr Dr. Beer, der sich über

Den Kriegstreibereien, die Poincaré in schönem Zusammenwirken mit Rußland anzettelte und methodisch ausarbeitete, stellten Caillaux und seine Anhänger die Forderung nicht etwa einer Freundschaft oder auch nur wärmerer Beziehungen, sondern einer rein vernunftgemäßen Verständigung mit Deutschland entgegen. Es ist dieselbe Politik, die Caillaux als Ministerpräsident 1911 in der Marokkokrisis befolgt und durch die er Frankreich damals vor dem Krieg mit Deutschland und Europa vor dem Weltkrieg bewahrt hat. Es hat ihm in seinem Vaterlande den Schimpf eingetragen, als Verräter gebrandmarkt zu werden, und englische Blätter vom Kaliber der „Daily Mail“ ergingen sich in wütenden Ausfällen über Caillaux' „duplicity“ und Caillaux' „Hintertreppen-Diplomatie“. Als er im Dezember 1913 wieder Minister wurde, setzte sofort sein grimmiger Zweikampf mit Poincaré ein. In der Wahl seiner Mittel nicht sonderlich wählerisch, gelang es ihm bald, das Ansehen Poincarés zu unterwühlen, und fast alle seine Ministerkollegen waren ihm dabei behilflich. Er wurde vom Kabinett mit Nadelstichen verfolgt, gepeinigt, vor aller Welt förmlich boykottiert. Hatte er irgendeine amtliche Funktion zu erfüllen, so lehnten die Minister es unter den nichtigsten Vorwänden ab, in seinem Gefolge zu erscheinen, und sie sorgten außerdem dafür, daß die Ablehnung zur Kenntnis des ganzen Landes kam. Einen Staatsbesuch in Peronne (Departement Somme), den der Präsident den Bewohnern der Ortschaft seit Monaten versprochen hatte, mußte er im letzten Augenblick aufgeben, weil kein einziger Minister ihn begleiten wollte. Wochenlang hatte er bei den Ministern angefragt, wer mit ihm nach Peronne kommen wolle: der eine schützte Krankheit, der andere geschäftliche Überbürdung, der dritte

---

zehn Jahre lang in Paris aufgehalten hat, war zuletzt Chefredakteur der „Pariser Zeitung“. Er wohnt jetzt in Bern.

frühere Verpflichtungen vor, und einer sagte ihm sogar, er ziehe es vor, den Sonntag bei seiner Familie zu Hause zu verbringen. Der Präsident der Republik soll, als er sich gezwungen sah, den offiziell bereits angekündigten Besuch in Geronne abzusagen, vor Wut getobt haben. Alle diese vorsätzlichen Bosheiten gingen von Caillaux aus, der damit sein Ziel verfolgte, den Präsidenten zu einer Spottfigur zu machen oder gar, wenn möglich, zur Abdankung zu veranlassen: das wirksamste Mittel, seiner gefährlichen Politik den Lebensfaden abzuschneiden. Im März 1914 waren die Dinge so weit gediehen, daß dem Präsidenten Poincaré von wichtigen Beschlüssen des Ministerrats keine offizielle Mitteilung mehr gemacht wurde — genau so, wie man achtzehn Jahre zuvor mit dem Präsidenten Casimir-Périer verfahren war. Da krachte in der rue Drouot der verhängnisvolle Schuß, der Herrn Gaston Calmette fällte, und mit der überragenden Machtstellung Caillaux' war es zu Ende. Poincaré führte mit dem Ministerium Viviani, das erst nach langen, kritischen Wehen geboren wurde, zu Ende, was er mit dem „Ministerium Caillaux, genannt Doumergue“, trotz der mächtigen russischen Protektion, nie hätte erreichen können. Die Genugtuung, die man in London und Petersburg über den Sturz Caillaux' empfand und offen äußerte, hatte ihre guten Gründe.

Als ich in Paris im Lauf eines Gesprächs den lapidaren Satz vernahm: „Wenn Frau Caillaux nicht Herrn Calmette getötet hätte, so wäre wahrscheinlich dieser Krieg nicht gekommen“, da hielt ich diese scharfgeschliffene Sentenz für Boulevard-blague. Jetzt bin ich geneigt, diese Ansicht einer Revision zu unterziehen.

Wie dem auch sei: Caillaux ist nicht der Mann, dauernd im Hintergrund zu bleiben. Seit dem März 1914 hat er sich abseits gehalten; er wartet augenscheinlich seine Zeit ab. Und daß diese kommen wird, ist die Überzeugung gar

vieler Franzosen, auch derjenigen, die ihn jetzt, wie Hervé sagt, mit ihrem „kannibalischen Haß" verfolgen. Deshalb glaubte ich, an ihm in meinen Aufzeichnungen nicht vorübergehen zu sollen.

Die finanzielle Kriegsrüstung Frankreichs.[1]

Der Ausbruch des Krieges fand die französische Bankwelt in keiner Weise gerüstet. Die Katastrophe bei der Abwickelung der Juli-Liquidation konnte nur durch rasches Eingreifen der Regierung abgewendet werden. An der Pariser Börse herrschte noch in den ersten Tagen des August ausgesprochene Panikstimmung. Die Banken hatten mit dem Eskompte-Geschäft aufgehört, und es war unmöglich, andere als Staatspapiere zu lombardieren. Industriewerte konnten, da der Handel völlig ins Stocken geraten war, nicht taxiert werden. Außer der 5 Prozent der Guthaben betragenden monatlichen Auszahlungsquote war kein Geld zu haben. Daß dadurch viele Geschäftsleute, Fabrikanten und Private, sozusagen über Nacht ohne Mittel gelassen, in die größte Bedrängnis kamen, ist begreiflich. Die Regierung verfügte ein Moratorium mit allzu ausgedehnter Tragweite, und die große Mehrzahl der Privatbanken machte von ihm, wie in Frankreich mit berechtigtem Zorn festgestellt wurde, dem Publikum gegenüber einen wucherischen, erpresserischen Gebrauch. Auch zahlreichen Fabrikbesitzern und sonstigen Arbeitgebern bot das Moratorium Gelegenheit, die Erledigung ihrer Verpflichtungen dem Per-

[1] Die nachstehenden Angaben verdanke ich dem Herrn Bankdirektor S. in Paris, dem früheren Pariser Maschinenfabriksdirektor Herrn Charles Beckert (jetzt in Bern) und dem Archivar und Prokuristen der Deutschen Bank Herrn Dr. Max Fuchs in Berlin, der mir seine Abhandlung „Betrachtungen zur Beurteilung der gegenwärtigen finanziellen Verhältnisse des In- und Auslandes" freundlichst zur Verfügung stellte.

sonal gegenüber hinauszuschieben. Andererseits nahm das Publikum das Moratorium vielfach zum Vorwand, um seine Lieferanten unbezahlt zu lassen. Die Mißbräuche nahmen derart überhand, daß die Regierung sich bald zu einer teilweisen Änderung der Zahlungsaufschubs-Bedingungen verstehen mußte. Die Banken wurden genötigt, den Arbeitgebern die Beträge der von Zahltag zu Zahltag nötigen Arbeitslöhne gegen Einreichung der Lohnlisten zu bezahlen. Nach und nach erhöhten die besseren Bankinstitute, ungefähr vom Zeitpunkt ihrer Rückkehr von Bordeaux nach Paris an, die Auszahlungen auf 50 Prozent der Guthaben. Das eigentliche Bankgeschäft hat aber erst in der ersten Januarwoche wieder eingesetzt, nachdem die großen Bankinstitute von sich aus auf die Rechtswohltat des Moratoriums verzichteten. Gesetzlich ist aber das Moratorium für Engagements jeder Art, die vor dem 4. August kontrahiert wurden, noch in Kraft, so daß unter Franzosen die Verbindlichkeiten per Ende Juli bis jetzt noch gestundet sind.[1] Die Mietzinse der Nicht-Einberufenen werden gleichfalls gestundet, sofern der Mieter die vom Gesetz vorgeschriebenen Schritte unternommen hat: Mitteilung der Zahlungsunfähigkeit an den Polizeikommissar oder den Hauseigentümer und andere Formalitäten. Will der Vermieter die Mietzahlung erzwingen, so muß er gerichtlich beweisen, daß der Mieter tatsächlich die Möglichkeit besitzt, zu bezahlen; ein Verfahren, das man sicherlich nicht als sonderlich glücklich bezeichnen kann.

Die geschäftliche Tätigkeit hat in Frankreich durch den Krieg eine weitaus schärfere Einbuße erlitten, als in Deutschland. Die Wirkung der Verheerungen, die der plötzliche Stillstand der gesamten Produktionstätigkeit verursachte, wird noch auf Jahre hinaus fühlbar sein. Man bedenke, daß

[1] In der Handelskommission der Deputiertenkammer erklärte der Finanzminister Ribot Ende März, daß die Aufhebung des Moratoriums erst nach dem Kriegsschluß erfolgen könne.

große Industriezentren im Norden, auf deren Produkte das Land zum erheblichen Teil angewiesen ist, entweder vom Krieg verwüstet oder, wo das nicht der Fall ist, wegen Mangels an Arbeitskräften produktionslos geworden sind. Hätte das Moratorium nicht so scharf und in so weitreichendem Maße eingesetzt, so hätte in den nicht vom Feinde besetzten Gegenden wenigstens eine teilweise Weiterproduktion ermöglicht werden können. So aber mußten viele Firmen wegen Mangels an Geldmitteln ihre Leute entlassen. Die Arbeitslosen sind in Frankreich, namentlich in Paris, sehr zahlreich; man sucht ihnen nach Möglichkeit zu helfen; es wurden zahlreiche caisses de chômage (Arbeitslosenkassen) ins Leben gerufen, in die die Regierung bis Anfang Januar etwa 15 Millionen Franken eingezahlt hat, doch ist diese Hilfe bei weitem nicht ausreichend. Die chômage macht der Regierung schwere Sorgen, denn die Feiernden verstärken die Reihen der Unzufriedenen in bedenklichem Maße.

Frankreich nennt sich gern und mit Stolz das reichste Land Europas, den Bankier der Welt, das Land der dreiprozentigen Rente. Unzweifelhaft ist die Bevölkerung Frankreichs reich zu nennen. Aber während Deutschland seine Mittel möglichst im Inlande behielt, was ihm heute zum Segen gereicht, hat der Franzose einen weitaus zu großen Teil seiner Mittel in fremden Werten angelegt. Diese Milliarden sind nun, da man ihrer bedarf, nicht flüssig und für das Wirtschaftsleben und die Ausgabendeckung der Regierung nicht erreichbar. Daran tragen die dividendenhungrigen Pariser Banken mit ihren Emissionen, bei denen durchaus nicht immer einwandfrei verfahren wurde, die Hauptschuld. Wenn aber beim Franzosen die Dividenden aufhören, hört auch die Räson auf, und er wird sehr ungemütlich.

Der französische Außenhandel hat durch den Krieg ganz ungeheure Verluste erlitten. Eine amtliche Statistik, die

sicherlich nicht übertreibt, beziffert die französische Einfuhr vom 1. August bis zum 31. Dezember 1914 auf 1 385 274,000 Franken gegenüber 3 510 432 000 Franken in der gleichen Periode 1913. In denselben Zeiträumen ist die Ausfuhr von 2 969 434 000 Franken (1913) auf 994 624 000 Franken gesunken. Der französische Außenhandel hat also in den ersten fünf Kriegsmonaten nicht weniger als 4,1 Milliarden verloren.

Ist Frankreich kräftig genug, um der durch den Krieg bedingten scharfen Anspannung seiner Finanzen standzuhalten? Die bisherigen Vorkommnisse und Bewegungen auf dem Gebiet der Finanzpolitik der Regierung und der leitenden Bankkreise berechtigen zu Zweifeln. Die im Juni 1914 begebene 3½ prozentige Anleihe von 805 Millionen Franken war ein Fehlschlag. Ein erheblicher Teil der Anleihe blieb ungezeichnet, ein anderer Teil wurde nicht voll eingezahlt, und diese Obligationen wurden bei den späteren Anleihen in Zahlung genommen und gegen Staatsschatzscheine umgetauscht. Die Ausgabe der vielgenannten „bons de la défense nationale" endete gleichfalls mit einem ausgesprochenen Mißerfolge; und dabei wurden aus jeder späteren Serie dieser Nationalverteidigungsbons stets die früheren, inzwischen fällig gewordenen zurückgezahlt.[1]

[1] Mit der neuesten Anleihe-Emission, fünfprozentige Landesverteidigungsobligationen zu 96½, die am 26. Februar aufgelegt wurde, steht es nicht besser. Erst mußte der Zeichnungstermin hinausgeschoben werden, und auch dann blieben die Zeichnungen weit unter den Erwartungen, trotzdem das Publikum durch charakteristische Zugeständnisse angelockt wurde. Wie erwähnt, wurden schon die nicht voll eingezahlten Stücke der 3½prozentigen Anleihe vom Juni 1914 in 5prozentige Landesverteidigungsbons (nach dem Finanzminister „Ribotins" genannt) umgetauscht. Diese „Ribotins" und noch allerlei andere Verlegenheitsschöpfungen des Staatsschatzes wurden auch bei der Zeichnung auf die neueste Kriegsanleihe voll in Zahlung genommen, teilweise sogar unter Verbesserung der Verzinsung. Weitaus der größte Teil des jüngsten

Die Schwäche des französischen Effektenmarktes beleuchtet eine in dem Pariser Finanzblatt „Economiste européen" erschienene Studie. Danach hat Frankreich seit Kriegsbeginn auf den Nominalwert von 57 Milliarden Franken erster französischer Werte einen Kursverlust von nicht weniger als 2,07 Milliarden Franken erlitten. Die Verluste an industriellen, Spekulations- und fremden Papieren seien noch erheblich größer und müßten auf etwa 6½ Milliarden Franken geschätzt werden. Der „Economiste" nennt Frankreich das einzige Land, das die durch den Krieg entstandenen Fehlbeträge (monatlich 1250 Mill. Franken) noch nicht habe fundieren können. Dabei sei die Belastung der Bevölkerung bereits so hoch, daß sie ein Viertel des Volkseinkommens verschlinge. Der „Economiste" begründet diese Verhältnisse, die er als „déplorable" bezeichnet, mit der Spannung zwischen den Politikern und den Finanzleuten und mit der Irreführung des kapitalistischen Publikums durch die Staatsleute und Börsenhyänen. Der einzige Lichtblick sei der Goldbestand der Bank von Frankreich; aber beunruhigend sei es, daß trotz des großen Goldbesitzes des Publikums die Goldvorräte der Bank keineswegs so schnell wie in Deutschland anwachsen. Das Volk behält in Frankreich —

Zeichnungsergebnisses dürfte daher wiedergekauftes Papier sein. Ende Februar waren nur 80 Millionen bar eingezahlt. Im Auslande hat die französische Regierung verhältnismäßig kleine Anleihen kontrahiert; gerade in der Geringfügigkeit dieser Beträge zeigt sich ihre finanzielle Verlegenheit. Mitte September half sie sich durch die Begebung 5prozentiger Schatzwechsel in Höhe von 50 Millionen Franken in London, Anfang November durch die Diskontierung eines gleichhohen Betrages in Neuyork, im Januar durch die Begebung 5prozentiger Schatzwechsel in Höhe von 250 Millionen in London und Neuyork, Mitte März eröffnete das Neuyorker Bankhaus Lazard frères der französischen Regierung einen Kredit von 100 Millionen Franken, und Ende März hat das Morgan-Syndikat sich bereit erklärt, einjährige 5prozentige französische Schatzscheine im Betrage von 125 Millionen Franken zu begeben.

in bezeichnendem Gegensatz zu Deutschland — das Gold für sich, anstatt es an das Zentralinstitut abzuführen. Darin erblickt das Pariser Finanzblatt ein Zeichen des Mißtrauens der Bevölkerung in die Regierung; und ich möchte hinzufügen, auch des Zweifels in den schließlichen Erfolg der französischen Waffen. Dieser Zweifel kommt auch in den steigenden Abhebungen bei den Sparkassen zum Ausdruck, die die Einlagen beträchtlich übersteigen.[1]

Ebenso ungünstig wie um die Anleiheergebnisse und die Lage des Effektenmarktes ist es auch um das französische Zentral-Noteninstitut, die Banque de France, bestellt. Schlechter dürften die Verhältnisse nur noch in Rußland bestellt sein. Das normale Deckungsverhältnis des Notenumlaufs der Bank von Frankreich zu ihrem Goldbestande hat sich seit dem Kriegsausbruch beträchtlich verschlechtert. Die Bank mußte die statutenmäßige Höchstgrenze ihres Notenumlaufs von 6800 Millionen auf 12 000 Millionen Franks erhöhen, und diese Grenze wird bald erreicht sein, während die Vermehrung des Goldbestandes damit in gar keinem Verhältnisse steht.[2]

---

[1] Seit dem Beginn des Jahres bis 31. März überwiegen in Frankreich die Abhebungen um 41 Millionen die Einlagen. In Deutschland waren im neuen Jahre die Nettozugänge bei den Sparkassen höher als je zuvor. Wenn die Spareinlagen bei uns im März abgenommen haben, so ist mit diesen Spargeldern die neue Kriegsanleihe gezeichnet worden. In Frankreich dagegen lebt man seit dem Kriegsausbruch von den Ersparnissen, behält man das Gold in seinem Schrank und läßt Herrn Ribot einen guten Mann sein. Die Verminderung der französischen Sparguthaben ist seit Kriegsbeginn zu beobachten und auch nicht ein einziges Mal unterbrochen gewesen. Darin zeigt sich unverkennbar der gegenwärtige wirtschaftliche Zustand weiter Kreise der Bevölkerung Frankreichs: sie zehren von ihrem Kapital, und sie würden dies wahrscheinlich noch gründlicher tun, wenn nicht die Auszahlung von Sparguthaben durch das Moratorium wesentlich erschwert würde.

[2] Der Notenumlauf betrug am 25. März bereits 11176,51 Millionen Franken (seit 30. Juli eine Vermehrung um 4 Milliarden), während

Einen recht bedenklichen Stand weisen auch die Finanzen der Stadt Paris auf. Der Stadtzoll sinkt beständig, auch die übrigen kommunalen Einnahmen verringern sich, die letzte städtische Anleihe hatte einen ausgesprochenen Mißerfolg. Schon die nächste Zukunft wird lehren, ob es den „édiles", den Stadtvätern, gelingen wird, den Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben wiederherzustellen. Es wird eine schwierige Aufgabe sein, denn während die Steuern nur langsam und in abnehmendem Umfange eingehen, schlagen die Ausgaben für die Unterstützungen nachgerade ein rasendes Tempo ein. So steht auch die Hauptstadt finanziell im Zeichen der drohenden Krise.

Aber selbst wenn es den Franzosen zur Not gelingen sollte, sich finanzpolitisch und wirtschaftlich über diese Kriegszeit hinwegzuhelfen: nach dem Kriege, wenn das Land enorme Mittel zur Wiederaufnahme seiner Produktion benötigen wird, werden erst die wirklich schweren Zeiten anbrechen. England wird der einzige Hoffnungsanker der verantwortlichen Männer Frankreichs sein. Die Engländer sind hinlänglich gute Geschäftsleute, um das zu wissen; und dieses Unterpfand der zukünftigen Abhängigkeit Frankreichs vom englischen Geld mag wohl die Ursache sein, daß die Verstimmungen zwischen den beiden Bundesgenossen noch nicht in ernste Konflikte ausgeartet sind. Die zukünftigen Schwierigkeiten, das wirtschaftliche Leben wieder in Fluß zu bringen, haben die durch den Krieg unmittelbar hervorgerufene Depression in der französischen

---

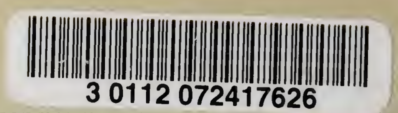
der Goldbestand seit 30. Juli sich nur um 107,74 Millionen — von 4141 auf 4248,74 Millionen — vermehrt hat. Die Bank von Frankreich hat dem Staat zur Kriegführung bis zum 25. März 4900 Millionen Franken vorgeschossen. Da die Anleiheausgaben in Frankreich versagt haben (bei uns dagegen 9 Milliarden Anleihezeichnungen!), so muß sich die französische Regierung den Krieg durch Vorschüsse seitens der Staatsbank finanzieren lassen.

Handelswelt noch verschärft. Man verspricht sich jedoch von der Ausschaltung des deutschen Zwischenhandels große Vorteile. Namentlich in Paris frohlocken die Geschäftsleute und prophezeien mit unverhohlener Freude, der Krieg werde auf alle Fälle das eine Gute haben, daß die Preise nicht mehr von Deutschland „verdorben" werden können. Man ist der Überzeugung, daß diese Hoffnung sich ganz bestimmt erfüllen werde. Der Franzose rechnet auch jetzt, wie es seine nationale Gewohnheit ist, nicht mit dem Gegenwärtigen und Geschehenen, aus denen er keine Lehren zieht, sondern er verläßt sich auf das, was morgen kommen mag. Aus dieser Verfassung heraus läßt sich auch die Ruhe erklären, die in Frankreich zurzeit nach außenhin noch herrscht. Wenn es aber der Regierung und den von ihr bezahlten Blättern eines Tages nicht mehr gelingt, das Volk mit solchen Zukunftswechseln abzuspeisen, so mag die Stimmung in Frankreich sich sehr bedenklich ändern. Dann würde zu den politischen Gärungsstoffen, deren Tätigkeit schon jetzt wahrnehmbar ist, ein neues, kraftvolles Ferment hinzutreten, und die Gesamtwirkung könnte für Frankreich verhängnisvoll werden.

Auch die finanzielle Rüstung Frankreichs hält also keinen Vergleich mit der Deutschlands aus. —

* * *

Wer das köstliche Gut der Gesundheit voll schätzen lernen will, gehe in ein Hospital, dorthin, wo die Schwerkranken liegen. Wer ermessen will, wie gesund und blühend, festwurzelnd und von frischen Lebenssäften erfüllt der Organismus Deutschlands ist, der gehe auf ein paar Tage nach Frankreich.



Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig